

Dokumentation der Veranstaltung
des GEW-Bezirksverbandes Frankfurt,
vom 26. Januar 1999



Das Gedenken an die vom Nazi-Regime Verfolgten und Ermordeten und die „Walser-Debatte“

die Redebeiträge von

Horst-Eberhardt Richter
(Universität Gießen)
„Erinnerung sollte von innen kommen“

Daniel Strauß
(Arbeitsstelle nationale Minderheiten: Sinti und Roma, Marburg)
„Antiziganismus und Martin Walser“

Benjamin Ortmeyer
(GEW, Frankfurt am Main)
Kritik an Walsers Roman „Ein springender Brunnen“

Moritz Neumann
(Vorsitzender des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden Hessen)
**„Der 27. Januar als Jahrestag der Befreiung Auschwitz
und das Gedenken heute“**

Anhang:

Reaktionen auf die Veranstaltungseinladung
Briefe und Presseberichte
Hintergrundmaterial
Martin Walser Rede vom 11.10.1998
Antwort von Ignatz Bubis, in seiner Rede zum 9. November
u.a.



*Das Gedenken an die vom
Nazi-Regime Verfolgten und Ermordeten
und die „Walser-Debatte“*

Dokumentation der Veranstaltung
des GEW-Bezirksverbandes Frankfurt, vom 26. Januar 1999

Verlag Marg. Wehle

1999

Die Deutsche Bibliothek - CIP Einheitsaufnahme

**Das Gedenken an die vom Nazi-Regime Verfolgten und Ermordeten
und die „Walser-Debatte“ : Dokumentation der Veranstaltung des
GEW-Bezirksverbandes Frankfurt, vom 26. Januar 1999. -**

Witterschlick/Bonn : Wehle, 1999

ISBN 3-89573-092-0

Impressum

Herausgegeben von: GEW, Bezirksverband Frankfurt am Main
IG Medien, Bezirksverband Frankfurt am Main
IG Medien, Jugend Hessen
DGB Jugend, Frankfurt am Main

Redaktion: Benjamin Ortmeier

Layout & Gestaltung: Jürgen Tauras, Frankfurt am Main

Druck: Druck und Verlag Marg. Wehle, Hauptstr. 240, 53347 Alfter

ISBN 3-89573-092-0

Bestellungen über: GEW Bezirksverband Frankfurt
Bleichstraße 38a
60313 Frankfurt
Tel.: (069) 29 18 18
Fax: (069) 29 18 19

	Seite
Zu den Auseinandersetzungen mit Martin Walser	5
Die Veranstaltung	
Eröffnungsrede – <i>Karola Stötzel</i>	8
„Erinnerung sollte von innen kommen“ – <i>Horst-Eberhardt Richter</i>	9
„Antiziganismus und Martin Walser“ – <i>Daniel Strauß</i>	11
Kritik an Walsers Roman	
„Ein springender Brunnen“ – <i>Benjamin Ortmeier</i>	15
„Der 27. Januar als Jahrestag der Befreiung Auschwitz und das Gedenken heute“ – <i>Moritz Neumann</i>	21
Der Konflikt	
Einladung/Veranstaltungsankündigung	26
FNP 25.1.99	27
FR 26.1.99	27
GEW Bundesvorsitzende an die IG Medien, 26. 1. 98	28
GEW Bundesvorsitzende an Detlef Henschel, 26. 1. 98	29
Presseinformation der IG Medien, Detlef Henschel stellt sich vor Martin Walser	30
FR 28.1.99	31
taz 28.1.99	32
Jungle World 3.2.99	32
Konkret 3/99	33
Tribüne Heft 149	35
Brief Rose-Marie Becke	35
Offener Brief U. Breuer, W. Velten, R. Winter, Reinhard Knauf Mitglieder des Landesbezirksvorstandes der IG Medien Hessen	36

Anhang

Martin Walser Rede vom 11.10.1998	38
National-Zeitung vom 16.10.1998	42
Rede zum 9. November von Ignatz Bubis	43
Ignatz Bubis und Martin Walser im Gespräch	
Zusammenfassung der Frankfurter Rundschau vom 15.12.1998	47
Der Fleck auf seinem Rock, von Wolfram Schütte, Frankfurter Rundschau vom 15.12.1998	48
Micha Brumlik – „Apologie und Amoral“ in KONKRET 2/99	50

Zu den

Auseinandersetzungen mit Martin Walser

Die Rede des Schriftstellers Martin Walser im Oktober 1998 löste ein vielfältiges Echo aus.

In der Öffentlichkeit spitze sich der „Dialog“ insbesondere zwischen Walser und dem Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, Bubis zu.

Offensichtlich wurde aber die Auseinandersetzung relativ wenig – um nicht zu sagen, gar nicht – in der gewerkschaftlichen Öffentlichkeit geführt.

Dies sorgte bereits Ende des vergangenen Jahres für vereinzelten, aber wachsenden Unmut und führte zu Überlegungen, wie die Auseinandersetzung mit den in der Paulskirche von Walser geäußerten und danach – zum Beispiel in Interviews – unmißverständlich bekräftigten Anschauungen zu führen sei.

Das eine Ergebnis war der Aufruf zu einer Demonstration am 27. Januar 1999 in Frankfurt, die sich öffentlich „gegen das ‚Wegschauen und Wegdenken‘ der deutschen Verbrechen, dem Martin Walser das Wort redet“ (Zitat der Anzeige in der FR vom 25.1.99) wendet und bewußt an der Paulskirche beginnt.

Das andere Ergebnis der Überlegungen war, am Vorabend des 27.1.99 eine Diskussionsveranstaltung im Gewerkschaftshaus zu organisieren. (siehe Einladung des GEW-Bezirksverbands Frankfurt am Main)

Für diese Veranstaltung konnten wir prominente Vertreter gewinnen, die zu der Paulskirchen-Rede Martin Walsers kritische Beiträge liefern konnten.

Daß diese Einladung im Vorfeld der Veranstaltung zu heftigsten Reaktionen der Bundesvorsitzenden zweier Gewerkschaften führte (siehe Anlage), hat uns doch sehr erstaunt und uns in unserer kritischen Haltung gegenüber der Position Walsers bestärkt:

Von der IG-Medien (VS) wurde sogar eine „klare Distanzierung der GEW von dieser Veranstaltung“ gefordert. Martin Walser habe sich über den Text der Einladung beschwert.

„In aller Schärfe“ wurde in der Presseinformation der IG Medien, „die einseitige Darstellung von Walsers Rede bzw. seines neuen Romans“ kritisiert sowie der „absurde Vorwurf des Antisemitismus“ und „Stil und Maßlosigkeit der Verunglimpfung“.

Die GEW-Bundesvorsitzende hielt in ihrem Fax an die IG-Medien „es für völlig unangemessen, Martin Walser in eine deutsch-nationale und antisemitische Ecke zu stellen“ und entschuldigte sich „für diese Entgleisung“. Tatsächlich haben wir in der Einladung geschrieben, daß Martin Walser die Schwierigkeiten des Gedenkens nutzte und benutzte, um seine Thesen von der „Auschwitzkeule“ und seine Polemik gegen die „Dauerrepräsentation der Schande“ unter die Leute zu bringen und haben auf „die erhebliche Wirkung und erhebliche Gefahren“ hingewiesen.

Wir haben von „deutschnationalen Mechanismen“ und „Mechanismen des rassistischen Antiziganismus“ und von

einem „Grundmuster eines „Antisemitismus nach Auschwitz wegen Auschwitz“ und einer „einseitigen Perspektive“ gesprochen, die wir durch die öffentlichen Äußerungen Walsers unterstützt sehen.

Der deutlichste Beweis hierfür dürfte wohl der Abdruck großer Passagen der Paulskirchen-Rede in der „Deutschen Nationalzeitung“ gewesen sein.

Wir sehen in der Tat in der Position Walsers eine gefährliche Weichenstellung hin zu einer Haltung des ‚Schluß mit der Dauerrepräsentation der Schande‘: „Wenn mir aber jeden Tag in den Medien diese Vergangenheit vorgehalten wird, merke ich, daß sich in mir etwas gegen diese Dauerrepräsentation unserer Schande wehrt... .. fange ich an wegzuschauen.“ (Paulskirchen-Rede)

Und er stellt nicht die Frage nach anderen, besseren Formen der Auseinandersetzung mit der Geschichte, sondern: „Ich möchte verstehen, warum in diesem Jahrzehnt die Vergangenheit präsentiert wird wie nie zuvor.“

Und auf brennende Asylantenheime und die mit den Brandstiftern sympathisierende Bevölkerung reagiert Walser so: „Ich kann diese Schmerz erzeugenden Sätze...einfach nicht glauben...Bei mir stellt sich eine unbeweisbare Ahnung ein: Die, die mit solchen Sätzen auftreten, wollen uns weh tun, weil sie finden, wir haben das verdient.“

Hier wird doch pauschal die kritische Aufarbeitung der Vergangenheit denunziert!

Noch deutlicher wird diese Position, kritische Erinnerung auszublenden und in Frage zu stellen, in dem Gespräch Walsers mit Augstein (im Spiegel 45/1998).

Wenn Augstein negative Erlebnisse mit Nazis schildert, bezweifelt Walser das fast stets: „Bist du sicher? Das gibt es doch gar nicht... (...) Und das hast du dir gemerkt? (...) Jetzt verklärst du irgend etwas (...) Das kann man fast nicht glauben.“

Es drängt sich die Vermutung auf, daß Walser Probleme mit der Aufarbeitung seiner eigenen Geschichte hat: Als Augstein fragt: „Dann erzähl du doch mal was. Wie hast du denn dieses Jahrhundert erlebt?“ sagt Walser: „Da schweige ich. Ich habe keinerlei chronologische Speicherung.“

Und in der Tat wirft der nach Walsers eigenen Worten autobiografische Roman „Ein springender Brunnen“ eine Fülle von Fragezeichen auf, wie noch gesondert dargestellt werden soll.

Walser will ganz offensichtlich abschließen mit der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit – und dies zu einem Zeitpunkt, da die verschiedenen Berufsgruppen anfangen, sich je spezifisch mit ihrer Vergangenheit in der Nazidiktatur zu beschäftigen, was aber naturgemäß keine angenehme Angelegenheit ist.

Auf unseren „Offenen Brief an die Bundesvorsitzende der GEW und den Hauptvorstand“ mit dem Titel: „Die GEW muß ihre eigene Tätigkeit kritisch überprüfen“ gibt es beispielsweise keine positive Reaktion der Vorsitzenden!*

In dem bereits zitierten Spiegel-Gespräch rückt Walser mit einer Auffassung heraus, die gerade auch die Gewerkschaften hellhörig machen müßte.

Auf die Frage eines „holländischen Intellektuellen“, „Was können sie den europäischen Nachbarn sagen zur Beruhigung über die wiedererstarkte Großmacht Bundesrepublik, sprich Deutschland?“ antwortet Walser: „Ich habe gelacht...und habe gesagt: Mein Gott, Sie wissen offenbar zu wenig über die Leute in Deutschland. Nach meiner Kenntnis ist von diesen Menschen...nichts mehr zu befürchten.“

Abgesehen davon, daß einer Bevölkerung, die das einmal hinter sich gebracht hat wie die Deutschen, so etwas nie wieder passieren kann. Das ist so. Das ist eine Immunisierung.“

Das Umfrageergebnis über überdurchschnittlich große rechtsradikale Einstellungen unter jungen Gewerkschaftsmitgliedern sollte auch Walser bekannt geworden sein.

Wir meinen, daß die kritische Auseinandersetzung mit Martin Walser und ähnlichen Positionen nicht beendet sein kann, bevor sie richtig begonnen hat! Wir wünschen uns für die Zukunft statt Bevormundungen und Distanzierungen Beiträge für eine kritische Auseinandersetzung.

Frankfurt am Main, 27.1.1999

Karola Stötzel und Herbert Storn
Bezirksvorsitzenden-Team der GEW-FFM

* Inzwischen ist eine erste Veranstaltung zur kritischen Aufarbeitung der eigenen Geschichte vor dem Sommer 1999 angekündigt worden.

Die Veranstaltung

Karola Stötzel

Eröffnungsrede

Horst-Eberhardt Richter

„Erinnerung sollte von innen kommen“

Daniel Strauß

„Antiziganismus und Martin Walser“

Benjamin Ortmeier

Kritik an Walsers Roman „Ein springender Brunnen“

Moritz Neumann

„Der 27. Januar als Jahrestag der Befreiung Auschwitz und das Gedenken heute“

Wir danken ausdrücklich
Herrn Dr. Ansgar Koschel,
Generalsekretär des Deutschen
Koordinierungs-Rats der Gesell-
schaften für Christlich-Jüdische
Zusammenarbeit, daß er die
Moderation des Abends über-
nommen hat.

Eröffnungsrede von Karola Stötzel

*Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Kolleginnen und Kollegen,*

wir haben uns entschlossen, am Vortag des 27. Januar, dem Tag der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz, eine Diskussionsveranstaltung zum Thema des Gedenkens an die vom Naziregime Verfolgten und Ermordeten und die „Walserdebatte“ durchzuführen.

Viele haben sich gefragt, warum eigentlich die Frankfurter Intellektuellen schweigen.

Manche mögen sich fragen, ob dies Thema eigentlich ein gewerkschaftliches sei. Wir, der GEW-Bezirksverband Frankfurt, haben nie einen nur auf die reine Arbeitssituation eingeschränkten Begriff von gewerkschaftlicher Arbeit gehabt, vielmehr setzen wir uns auf vielen Ebenen für unsere Vorstellungen einer solidarischen, toleranten und gerechteren Gesellschaft ein. Dazu gehört auch, daß wir uns für die Aufarbeitung und breite Aufklärung über die nazistische Geschichte Deutschlands und seiner Verbrechen aussprechen und aktiv für Projekte einsetzen.

Wir haben uns auch immer gegen rechtsradikale Tendenzen zur Wehr gesetzt und werden dies auch weiterhin tun. Wir halten dies für eine demokratische Selbstverständlichkeit.

In der Vorbereitung zu diesem Abend wollte ich zu Herrn Walser eigentlich nur folgendes sagen:

Im Dezember 1998 titelte unsere Gewerkschaftszeitung „Erziehung und Wissenschaft“: „Wem Gerechtigkeit wichtig ist, wird Außenseiter“ und beschrieb junge Menschen in Ost und West und ihre Wertvorstellungen. Sich für Gerechtigkeit einzusetzen ist die eigene Dummheit, sagte ein Jugendlicher. Einen Monat zuvor erschreckte eine Studie des WDR über rechtsextrêmes Wählerverhalten fast alle Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter: „Das Wählerpotential von DVU und Republikanern ist unter Gewerkschaftsmitgliedern größer als bei den Wahlbeteiligten insgesamt. In der Altersgruppe der 18 – 24-Jährigen sind es 32 Prozent.“

Andere Zahlen: Die Zahl der gewaltbereiten Rechtsextremisten ist 1997 um 19 Prozent gestiegen, Ende 1997 gab es in Deutschland 109 rechtsextremistische Organisationen und Personenzusammenschlüsse, wie der Verfassungsschutzbericht 1997 feststellt. Nach jahrelangem Abwärtstrend ist damit wieder ein Anstieg des Rechtsextremismus zu verzeichnen.

Kurz nach der umstrittenen Walserrede folgt der Anschlag auf das Grab von Heinz Galinski. Und Bundesprä-

sident Roman Herzog stellt die Tat als die „eines wirren Einzelgängers“ und Ausdruck „einer verrückten Gesinnung“ dar. Einzelgänger? Verrückte? Daran zweifle ich. Ebenso zweifle ich daran, daß es dieser unserer Gesellschaft gut täte, das „Wegschauen und Wegdenken“ zu kultivieren, dem Martin Walser das Wort redet. Hierzu, oder zu den Ausschreitungen in Rostock gegen die Ärmsten der Armen bloß zu sagen: „Ich kann es einfach nicht glauben...es geht über meine moralisch politische Phantasie hinaus, das, was da gesagt wird, für wahr zu halten“, grenzt an Verantwortungslosigkeit.

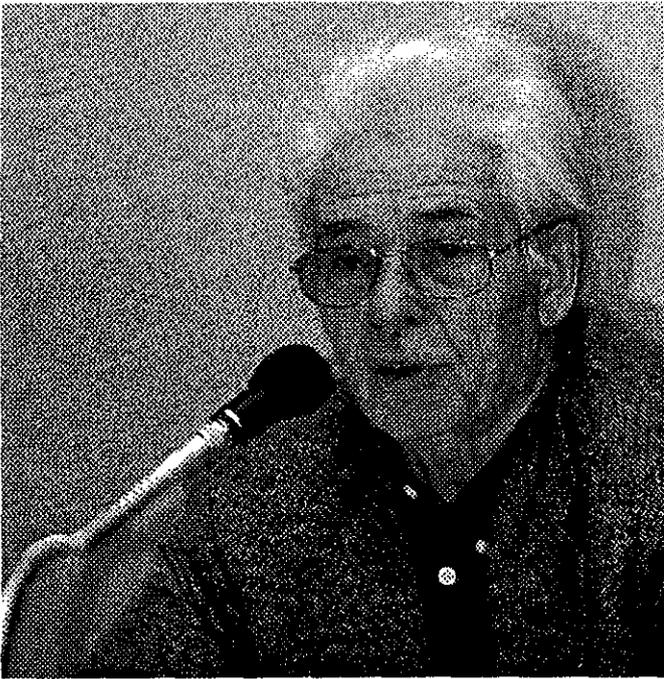
Marcel Reich-Ranicki sprach von einer verantwortungslosen Rede, die Argumente für Stammtische liefert. Vom Träger des Friedenspreises, von Martin Walser hatten viele anderes erwartet. Er spricht in seiner Rede auch von Meinungssoldaten, die mit vorgehaltener Moralpistole den Schriftsteller in den Meinungsdienst nötigen. Bevor auf unserer heutigen Veranstaltung auch nur ein Wort zu Martin Walser gefallen ist, erreichte uns ein Anruf von Sabine Herholz (Verband deutscher Schriftsteller), die von uns eine Distanzierung von der Veranstaltung verlangte, da Martin Walser durch uns in eine rechtsextreme und antisemitische Ecke gedrängt werde, er drohte mit dem Austritt aus dem Verband deutscher Schriftsteller in der IG Medien.

Darf ich fragen, welcher Meinungssoldat uns mit vorgehaltener Moralpistole in den Meinungsdienst nötigen will?

Vorsorglich hat sich denn auch die Bundesvorsitzende der GEW Eva-Maria Stange von dieser Veranstaltung distanziert und sich für eine Entgleisung entschuldigt, die unser Einladungstext enthalte, die er aber nicht enthält. Dies alles, bevor an diesem Abend ein einziges Wort gesprochen wurde.

Martin Walser schreibt sich in seiner Rede eine gewandte Entschuldigung für deren Inhalte, indem er ihre Bedeutung negiert. Wenn er nicht an die Bedeutung des gesprochenen Wortes glaubt, warum sprach er dann?

Warum will er heute von uns einen schützenden Mantel des Schweigens erzwingen? Er habe sich beklagt, daß er nicht eingeladen worden sei, so hörten wir. Nun – er hat gesprochen. Und es ist unser selbstverständliches demokratisches Recht, uns mit dem auseinanderzusetzen, was er gesagt hat.



Horst-Eberhardt Richter

„Erinnerung sollte von innen kommen“

Erinnern ist, wie das Wort schon sagt, ein innerer Vorgang, eine innere Vergegenwärtigung von Vergangenheit. Ich kann von außen dazu gedrängt werden. Ich kann diesem Drängen gehorchen oder mich ihm widersetzen. Ich kann das Erinnern aber auch selber wollen, um mich besser zu verstehen, wenn ich mir klarmache, wo ich herkomme, welche Geschichte meiner Eltern und der Gemeinschaft, in der ich lebe, zu meinen Wurzeln gehören. Ich kann mich sträuben, wenn dabei Schreckensbilder von entsetzlichen Verbrechen auftauchen. Aber ich kann lernen, daß ich diese Auseinandersetzung nicht scheuen sollte. Denn solange ich nicht besser begriffen habe, wie diese Schrecken zustande gekommen sind, muß ich befürchten, daß in mir ahnungslos, gefährliche Anfälligkeiten stecken, die irgendwann mobilisiert werden könnten. Geht es um den Holocaust, so verspüre ich in mir auch ein Bedürfnis, wieder eine innere Nähe zu den Menschen herzustellen, die einst in großer Zahl unter uns gelebt und unsere Kultur wesentlich mitgestaltet haben. Dazu können mir Überlebende helfen, die ihre Schicksale erzählen. Ich will aber auch genauer wissen, wie es in meiner Gemeinde, wie es in meiner Berufswelt und in den Militär- und Parteiorganisationen zugegangen ist, um die Verbrechen der Hitlerzeit möglich zu machen. Und deshalb suche ich nach Büchern, Filmen oder Dokumentationen, die mich bei dieser Rückschau unterstützen.

Aber es gibt auch einen ganz anderen Zugang zur Vergangenheit. Der sah und sieht so aus: Wir Deutschen haben den Krieg verloren und sind mit der Schuld von Auschwitz und anderen großen Verbrechen belastet. Nun

erwarten die überlebenden Juden, die Ausländer und Moralisten in unseren Medien, daß wir uns an die Brust schlagen und uns permanent über die geschehenen Untaten definieren. Wir müssen also beständig kundtun, daß wir uns zu dieser Vergangenheit bekennen und müssen dafür entsprechende Rituale vorweisen. Hierbei geht es also nicht um ein spontanes Erinnern, das von innen kommt, sondern nur um die Demonstration eines Erinnerns, das von außen auferlegt ist und dem wir nachkommen müssen, um unseren beschädigten Ruf in der Welt wieder zu reinigen.

Martin Walser behandelt das Problem in seiner Friedenspreisrede lediglich in der zweiten Version. In zahllosen Wendungen beschreibt er sich als einen armen Verfolgten, der immerfort von nicht näher genannten Intellektuellen, Medien oder anderen Mächten bedroht, eingeschüchtert oder erpreßt wird, sich mit der Schande von Auschwitz zu konfrontieren. Die schwingen die Moralkeule, aber oft sogar nur scheinheilig, weil sie mit dem Wachhalten von Schuldbewußtsein angeblich ganz andere dunkle Zwecke verfolgen. Als Opfer dieser permanenten Nötigung stellt er sich als wagemutiger Kämpfer für die Befreiung von solcher gnadenloser Zumutung dar. Und da findet er nun in der Tat begeisterte Zustimmung von vielen, die seit 1945 die Vergangenheitsverarbeitung immer nur als Anpassung an die Erwartungen der anderen verstanden haben. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich noch gut an die Überraschung maßgeblicher amerikanischer Psychologen und Sozialforscher, die vorausgesagt hatten, es werde eine sehr lange Zeit dauern, ehe die indoktrinierten Deutschen sich demokratische

Denkweisen aneignen würden. Statt dessen passierte in Westdeutschland etwas ganz anderes. Fast über Nacht hieß es: Endlich können wir jetzt so leben, wie es die Amerikaner tun und von uns wollen. Wir hätten uns dem schon längst angeglichen, wenn Hitler uns nur gelassen hätte. Mit anderen Worten, die geistige Wandlung bestand wesentlich in einer Umkoppelung der Gehorsamsbereitschaft und Autoritätsergebenheit von einer Macht auf eine andere. Ich habe es mal so ausgedrückt: Das externalisierte Über-Ich sprach plötzlich Englisch. Sich bei den Siegern und schließlich bei den Juden wieder gute Betragensnoten zu verdienen, war der Weg zur Suche nach neuer Selbstachtung. Und der Umgang mit Auschwitz geschah für diese große Gruppe vornehmlich unter dem Aspekt: Was erwarten die anderen, welche Beweise müssen wir ihnen für unseren Wandel bringen?

Demgegenüber ist das spontane Erinnern, also die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit aus eigenem inneren Drang wellenförmig erfolgt. Nach 1945 überwog längere Zeit Verdrängung. Viele aus der Nazi-Elite drangen wieder in Schlüsselpositionen in Politik und Wirtschaft vor. 1968 durchbrach dann die erste studentische Nachkriegsgeneration das Schweigen. Der Hintergrund ihrer Revolte war der Protest gegen die etablierte Elterngeneration, der sie vorwarf, noch durchweg mit Nazi-Denkweisen behaftet zu sein. Wenn die Rebellen die Napalm-Bombardierung der Amerikaner in Vietnam geißelten, so meinten sie zugleich und eigentlich die Vergangensmorde in Auschwitz. Sie kämpften für eine Re-Integration und Emanzipation der von den Nazis ausgegrenzten und verfolgten sogenannten Unwerten, also der psychisch Kranken, der Behinderten und der sozialen Außenseiter. In den 70er Jahren begann endlich in vielen Gemeinden und Berufsgruppen eine kritische Selbsterforschung: Wie ist es jeweils in unserer Gegend oder unserer Berufsgruppe zur Ächtung und Verfolgung der Juden gekommen, wer waren die Handlanger des Systems, wer hat Juden geholfen? Wer hat Widerstand geleistet? In unserer Gießener Universität habe ich erlebt, wie Studenten unter diesem Aspekt ganz systematisch die Geschichte der Universität in der Nazizeit recherchiert haben, die Biographien der Professoren, die Ideologisierung von Doktor- und Habilitationsarbeiten, das Schicksal jüdischer Wissenschaftler und einiger Widerständler. Der größte Hörsaal war überfüllt, als die Ergebnisse der Nachforschungen präsentiert wurden. Das war die erste große Welle spontanen Erinnerns, das nicht mit Außenwerbung und Imagepflege zu tun hatte. Aber diese kritische Öffnung nach innen klang allmählich wieder ab. Der Kalte Krieg und die Atomrüstung trugen dazu bei, von dieser introspektiven Auseinandersetzung wieder abzulenken. Erst in den 90er Jahren belebt sich wieder das

Interesse, die schmerzliche Vergangenheit zu besichtigen. An rechtsradikalen Anträgen entzündet sich eine massenhafte Unruhe über das Wiederauftauchen von Nazi-Ungeist. In großen Massen strömt vor allem die Jugend in Spielbergs Film „Schindlers Liste“. Die Tagebücher von Viktor Klemperer werden zum Bestseller. Im Fernsehen erzielen kritische Dokumentationen über die Hitlerzeit, über die Judenverfolgung, über Täter-Biographien hohe Einschaltquoten. Über sechs Millionen haben jüngst eine Serie über die SS und deren Untaten gesehen. In allen deutschen Städten hat die wandernde Ausstellung über die Wehrmachtsverbrechen großen Zulauf erlebt. Im Inland, aber auch ringsum ist wieder das Interesse gewachsen, die Nazitaten, das Schicksal der Opfer und die Verwicklung der Helfershelfer im In- und Ausland erneut in Augenschein zu nehmen. Erstmals greift diese Welle auch auf zahlreiche andere Länder über, u.a. auf die Schweiz, Frankreich, Holland, Italien und die USA. Überall gibt es Initiatoren, die diese Prozesse anstoßen und in den Medien unterstützen. Aber was sie in Gang gebracht haben, ist nicht ihr Werk, sondern eine Strömung aus dem Innern der Gesellschaft.

Walser hat die Diskussion einseitig auf jene andere Ebene gelenkt, wo es nur um Gehorsam oder Ungehorsam, um Anpassung oder Nichtanpassung, um Erinnern und Gedenken in Erfüllung einer von außen gesetzten Pflicht geht. Was den vielen anderen ein Bedürfnis ist, nämlich entsprechende Filme anzusehen, Fernseh-Dokumentationen einzuschalten oder einschlägige Bücher zu kaufen, ist für ihn nur gehorsame Unterwerfung unter manipulierende Medien und ihre intellektuell moralistischen Hintermänner.

So hat Walser die Diskussion von dem Wesentlichen planmäßig abgelenkt, nämlich auf die Linie: Müssen wir immer noch gehorsam hinschauen und uns denen unterwerfen, die das verlangen? Oder sind wir nicht endlich so weit, daß wir uns das Wegschauen verdient haben? Dürfen wir wieder normal sein, was im Sinne Walsers Wegschauen dürfen heißt? – In Wahrheit ist Walser offenbar darüber beunruhigt, daß ringsum das, was er Vergangenheits-Präsentation nennt, wieder stark zugenommen hat. Er erkennt darin nicht die Strömung eines wieder Hinschauen-Wollens, offenbar, weil er ein solches Motiv nicht in sich wahrnimmt. Er sieht ringsum nur Verfolger, die ihm sein Wegschauen mißgönnen, und er muß diese Gegner als scheinheilig und heuchlerisch entlarven, um sich der eigenen moralischen Untadeligkeit zu versichern. Aber diese Selbstsicherung gelingt ihm schlecht und deshalb ist ihm seine Preisrede zu einer Kampfreden gegen die vermeintlichen „Meinungssoldaten“ und Einschüchterer geraten.

Daniel Strauß

Antiziganismus rassistische Mechanismen und Martin Walser



Angesichts der Drohungen, Ausschreitungen und Übergriffe muß die spezifische Feindseligkeit gegenüber Sinti und Roma deutlich beim Namen genannt werden. Wir haben es mit einem teils offenen, teils versteckten Rassismus zu tun, der sich in Vorurteilsstrukturen ausbildet. Das antiziganistische Stereotyp - eingeübt, erlernt und überliefert wie nur noch das antisemitische - ist der Bodensatz, aus dem die Gewalttaten erwachsen; es liefert Munition und Stoff für die diskriminierende Berichterstattung in den Medien. Der zentrale Begriff des Antiziganismus macht in diesem Zusammenhang deutlich, daß der sogenannte „Zigeunerhaß“ nicht einfach als eine Unterform von Fremdenfeindlichkeit abgetan werden kann, sondern als ein zweites Grundmuster von Xenophobie neben dem Antisemitismus begriffen werden muß.

Mit Antiziganismus bezeichnen wir demzufolge sowohl die Gegnerschaft gegenüber Sinti und Roma im Rahmen politischer Bewegungen mit nationalistischen und rassistischen Programmen als auch die Gesamtheit der Bilder und Mythen vom „Zigeuner“, also im einzelnen die gängigen Klischees, die Bestandteil des kulturellen Erbes in der Literatur, der Musik und anderen gesellschaftlichen Bereichen geworden sind.

Stereotypen geben einfache Antworten in einer komplizierten Welt. Sie sehen ab vom Einzelfall, von der Vielfalt innerhalb einer Gruppe. Sie arbeiten mit Pauschalierungen und Verallgemeinerungen. Sie arbeiten „Typen“ heraus mit ein für alle Mal festgelegten Merkmalen. Sie wollen mit dem Gegenüber nicht in Beziehung treten, son-

dern das Bedürfnis nach einem klaren Feindbild befriedigen.

Die „Typen“, um die es hier geht, sind das Produkt kollektiver Phantasie und Projektion. Sie spuken jedoch nicht nur in den Köpfen ausgewiesener „Zigeunerfeinde“ herum; sie haben Eingang in viele Darstellungen und Texte gefunden, die wir nicht auf Anhieb als rassistisch erkennen.

Wir haben es im Fall des antiziganistischen Stereotyps mit einem Konstrukt zu tun: Es gibt keinen Aufschluß über die Geschichte der Sinti und Roma. Es erlaubt jedoch umgekehrt, kritisch analysiert, durchaus Rückschlüsse auf das Welt- und Menschenbild derjenigen, die es verwenden.

Geschichtliche Entwicklung des Antiziganismus

In der Politik sind die Folgen und Auswirkungen des Antiziganismus am greifbarsten.

In der über Stände und Zünfte starr strukturierten Gesellschaft wurden die Sinti und Roma sozial ausgegrenzt. Zunächst noch geduldet, wurden Sinti und Roma zunehmend unterdrückt und aus manchen Gebieten vertrieben (Luzern 1471, Brandenburg 1482, Spanien 1484). Auf dem Reichstag 1496/97 wurden sie für vogelfrei erklärt, geächtet und zur Verfolgung, Folterung, Haft und Tötung freigegeben. Anfang des 16. Jahrhunderts folgten Holland, Portugal, England, Frankreich, Schottland, Flan-

dern, Dänemark, Böhmen, Polen und Litauen mit ähnlicher Gesetzgebung. 1561 beschloß das Parlament zu Orléans, sie mit Feuer und Schwert auszurotten. Die härtesten Gesetze wurden in Deutschland erlassen, allein zwischen 1497 und 1774 waren es 146 Edikte, die alle Arten der physischen und psychischen Gewalt an Sinti und Roma zuließen.

Nach der Gründung des Deutschen Reiches 1871 wurden die innenpolitischen Kontrollinstrumente durch neu gegründete Dienststellen zur Überwachung der Sinti und Roma verschärft. Seit 1899 setzte im deutschen Reich eine systematische Bekämpfung der Sinti und Roma ein; seit 1906 bestand in Preußen eine „Zigeunergesetzgebung“, seit 1926 in Bayern das „Arbeitsscheuengesetz“, das die Möglichkeit bot, auch gegen alteingesessene Sinti und Roma mit rücksichtsloser Härte vorzugehen.

Die politische Repression und die Ausgrenzung im Erwerbsleben stehen im Zusammenhang mit einem anderen Motiv. Sinti und Roma wurden als Sündenböcke für die Kosten des Fortschritts verantwortlich gemacht, d.h. in sie hinein wurde projiziert, was im Prozeß der sich formierenden Arbeitsgesellschaft nicht mehr lebbar war. Diese Ängste und kollektiven Phantasien kreisen um zwei Vorstellungskomplexe, mit denen sich widersprüchliche Affekte verbinden:

Der „Zigeuner“ in den Köpfen der Mehrheitsbevölkerung lebt wahlweise das Gewünschte oder das Verwünschte, das Ersehnte oder das Verbotene. So bietet er Stoff für beides: zur Verteufelung wie zur Romantisierung.¹

Die Pflege des „Zigeunermythos“ hat vor allem in der Literatur eine lange Tradition. In sämtlichen Literaturgattungen wurde und wird an einem „Typus“ gefeilt, der mit der Wirklichkeit der Volksgruppe nicht zusammenzubringen ist. Ob in Märchen, sagen, Volksliedern oder der Hohen Literatur – die Texte strotzen vor Antiziganismus und grotesken Klischees, die die eigenständige Erzähltradition der Sinti und Roma auf den Kopf stellen. Das heißt, die Selbstbilder werden vollständige von Fremdbildern überlagert. Diese Fremdbilder sind häufig drastische Feindbilder.

Ines Köhler-Zülch, Wissenschaftlerin an der „Enzyklopädie des Märchens“ in Göttingen, kommt in einer vergleichbaren Arbeit über Sagensammlungen zu dem Ergebnis:

„Die sogenannte Zigeunerliteratur transportiert in pseudowissenschaftlicher Manier Klischees und tradiert sie durch die Jahrhunderte. Die realen Existenzbedingungen der Sinti und Roma werde in Sagensammlungen nur selten oder gar nicht thematisiert.“²

Der Literaturwissenschaftler Wilhelm Solms hat beispielhaft den Aspekt der Dämonisierung der „Zigeuner“ und Juden in Märchen und Legenden untersucht; er kommt zu folgendem Schluß:

„Beide, sowohl die christlichen Legenden als auch die angeblich von Roma erzählten ätiologischen Märchen, sind bewußte Geschichtsfälschungen, indem sie die Sinti und Roma in die Geschichte des jüdischen Volkes einschmuggeln. Und beide dienen einem doppelten Zweck: sie dienen der Schuldzuweisung an die Juden und der Übertragung dieser Schuld auf die Sinti und Roma und sie dienen damit zugleich der Rechtfertigung für ihre Vertreibung, mit der dann tatsächlich ihre gemeinsame leidvolle Geschichte beginnt.“³

Prof. Dr. Wilhelm Solms schreibt in einer neu herausgegebenen Handreichung⁴:

„Goethe wurde in der Literaturwissenschaft nachgerühmt, er habe die ‘Zigeuner’ mit seinem ‘Götz’ in Deutschland ‘literaturfähig’ gemacht. Daß er sie hier als Halbmenschen und zugleich als Unmenschen portraitiert, wurde nicht erwähnt.“⁵

Es ist eine Tatsache, daß mit dem Jahre 1945 – nach dem Holocaust an über 500 000 Sinti und Roma durch die Nazis – der Antiziganismus nicht aus Deutschland verschwunden ist. In den unmittelbaren Nachkriegsjahren waren Sondererfassungen durch die Polizei und Diskriminierungen durch Bundes- und Landesbehörden keine Ausnahme. So blieb etwa in Hessen das diskriminierende „Gesetz zur Bekämpfung des Zigeunerwesens“ von 1929 bis 1957 in Kraft.

„Das Gesetz wurde am 21. März 1929 in erster und zweiter Lesung verabschiedet und trat am 3. April in Kraft. Der einzige Widerspruch im Landtag kam von dem Abgeordneten der Kommunistischen Partei von der Schmitt, der das Gesetz als ein ‘ausgesprochenes Ausnahmegesetz’ bezeichnete.“⁶

Daß sich unser heutiger Veranstaltungsort in der Wilhelm Leuschner-Straße und im Wilhelm Leuschner-Saal befindet, ist reiner Zufall.

Ziel war es für Wilhelm Leuschner

„die Zigeunerplage (als) dauernde Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung (einer) einheitlichen Bekämpfung zuzuführen da trotz energischen Vorgehens eine Ausrottung des Übels bisher nicht möglich war.“⁷

Die rassistische Kennzeichnung von Angehörigen unserer Minderheit, also der Hinweis auf die ethnische Zugehörigkeit ohne Sachbezug, ist ein weiterer Beleg für Kontinuitäten des Antiziganismus über 1945 hinaus. Im

demokratischen Rechtsstaat hat Fehlverhalten jeder einzelne Bürger für sich allein zu verantworten. Der völlig sachfremde Hinweis auf die Hautfarbe, auf die ethnische oder religiöse Zugehörigkeit in der Berichterstattung ist mehr als nur ein Mißbrauch der Pressefreiheit. Diese Praxis wirkt objektiv volksverhetzend, vorurteilsschürend und als Aufstachelung zum Rassenhaß.

Ein Beispiel: 1991 strahlte der Südwestfunk den Film „Kinder des Windes“ aus, der gravierende rassistische Passagen enthielt. Simon Wiesenthal hielt die Darstellung für eine Verunglimpfung der Überlebenden des Holocaust. Prof. Franz Hamburger von der Universität Mainz schrieb in einem Gutachten:

„Diese Serie bildet spiegelbildlich die dominante Vorurteilsstruktur gegenüber Sinti und Roma ab und kann deshalb beim Zuschauer nichts anderes hervorrufen als die Bestätigung seiner angst-, haß- oder projektionsgeladeten Phantasien“.⁸

Martin Walsers „Armer Nanosh“

Ein weiteres Beispiel: Der Tatort-Krimi „Armer Nanosh“, zu dem Martin Walser das Drehbuch schrieb. Er wurde am 9. Juli 1989 gesendet und erreichte lt. RNZ 12,79 Mio Zuschauer.

In seinem Drehbuch zu der Fernsehreihe „Tatort“ stellt sich Martin Walser, aus seiner Sicht in „aufklärerischer Absicht“, die Aufgabe, die historisch belastete Beziehung zwischen Angehörigen der im Dritten Reich rassistisch verfolgten Sinti und Roma und ihrer Nachkommen und den mit nationalsozialistischen Verbrechen unmittelbar verstrickten Mehrheitsdeutschen zu thematisieren und im vorgegebenen Konzept für einen Tatort-Krimi populär zu bearbeiten.

Am 10. Juli 1989, ein Tag, nach dem der Tatortstreifen vom NDR gesendet wurde, veröffentlichte der Vorsitzende des Zentralrates deutscher Sinti und Roma, Romani Rose, folgende Presseerklärung:

„Der Tatort-Film läßt sowohl in den Dialogen als auch in den Bildern vom ‘Zigeunerplatz’ kein rassistisches Klischee aus. Er gibt auf der ganzen Länge Hitlers Theorie wieder, wonach das ‘Blut’ den Menschen bestimme. ‘Artfremde Erziehung’, wie es die Nazis bezeichneten, nützte dem Hauptdarsteller seit seinem fünften Lebensjahr nichts, um von angeblich ‘Zigeunertypischen’ Verhaltensweisen loszukommen. Er darf nicht akzentfrei Deutsch sprechen, ist ‘haltlos’ und ‘immer im Extrem’; für ihn als ‘Zigeuner’ sei eine ‘ungeschlagene Frau wie ungebratenes Fleisch’.

Solche dumpf rassistischen Vorstellungen haben Walser und die Programmacher auch von Polizeifunk hörenden ‘Sippenchefs’ und mit Pistolen gerüsteten ‘Zigeunerwagen’ am Lagerfeuer und bei Gitarrenklängen. Zu diesen hohlen Vorstellungen, mit denen der nationalsozialistische Völkermord an Juden und den Sinti und Roma verharmlost wird, gehört auch, ein ‘Zigeuner’ müsse sich bei einer Inhaftierung im Rahmen rechtstaatlicher Ermittlung an Auschwitz erinnern, wo sich seine Eltern über solch ‘komfortable’ Unterbringung gefreut hätten.⁹

Der bekannte Pädagogik-Professor Micha Brumlik schrieb am 11.07.89 aus Anlaß der Ausstrahlung des Films an den NDR folgende Zeilen:

„Vielleicht war es gut gemeint – tatsächlich ist Martin Walsers Versuch, alltäglichen Rassismus in „Armer Nanosh“ kritisch und populär darzustellen, gründlich mißlungen und in sein Gegenteil umgeschlagen: geboten wurde Rassismus reinsten Wassers. Ohnehin mochte man sich fragen, ob der wegen seines deutschen Chauvinismus auch unter Schriftstellerkollegen berüchtigte Walser hierzu der Richtige war. Das Ergebnis seiner „Bemühungen“ war ein Film, der Sinti und Roma als ein geheimnisvolles, untereinander verschworenes, heißblütiges, schnell zum Messer greifendes, Frauen schlagendes, in ‘Sippen’ lebendes Volk zeigte, das selbstverständlich kriminell lebt. Dies war genau das Klischee, das endlich die Nationalsozialisten rassistisch verfestigten und dazu nutzten, eine halbe Million europäischer Sinti und Roma in einem Genozid zu ermorden.“¹⁰

Die Rhein-Neckar Zeitung schreibt am 11.07.89 „‘Armer Martin’, das war nichts. Die Premiere des Schriftstellers als Drehbuchautor ist völlig in die Hose gegangen. Martin Walser hat sich bis auf die Knochen blamiert.“

Zusammenfassung

Fernseh Zuschauer, die diesen Film zunächst als Unterhaltungsangebot aufnahmen, nehmen die Inhalte, Darstellungen und Bilder selektiv wahr. Die Zuschauer die bereits antiziganistische Vorstellungen haben, wobei sich 1989 zum Zeitpunkt der Ausstrahlung des Tatortes laut dem Zentrum für Antisemitismusforschung 50 % der Mehrheitsbevölkerung zu ihren Vorurteilen gegenüber Sinti und Roma bekannten, in ihrem Ausgrenzungsbedürfnis bestätigt sahen.

Martin Walser verstrickt sich in antiziganistischen Vorstellungen und üblichen Klischees und verbreitet eben diese mit einem erklärtermaßen aufklärerischen Anspruch

Kriminalisierung

Das im Drehbuch gezeichnete Bild des „Zigeunerlagers“ wird in seinem ohnehin diskriminierenden Gehalt sogar verschärft, wenn durch die dargestellten Szenen ein offenbar routinierter Umgang mit der Polizei gezeigt wird und damit das Vorurteil, bei Sinti und Roma sei betrügerisches und kriminelles Verhalten üblich und normal.

Wenn die Figur des Kommissars Stöver auf seiner schriftlichen Liste nur den Namen „Janko“ stehen hat und dieser auch nur mit diesem Namen angesprochen wird, so als ob er sonst weder Vor- noch Nachnamen hätte, schreibt diese Begebenheit die tatsächliche polizeiliche Praxis bis in die 90er Jahre fort.

Rassistischer Antiziganismus

In der Persönlichkeitsstruktur des Valentin Sanders, der quasi als Kleinkind von Nichtsinti adoptiert wird und bei seinen Pflegeeltern aufwächst, wird generell die ethnische Herkunft bzw. seine biologische Abstammung hervorgehoben. Er beherrscht nicht die deutsche Sprache. Er wird als irrational und labil dargestellt. In der Regieanweisung heißt es dazu:

„Spricht plötzlich unbeholfen wie ein Ausländer“.

In gleicher Weise ist Sander scheinbar durch seine ethnische Abstammung belastet, wenn ihm mangelnde Kultur und Kompetenz per Regieanweisung zugesprochen wird. Darüberhinaus werden diese Zuschreibungen durch Aussagen anderer im Film Beteiligten bestätigt und dadurch verstärkt.

Schon Eva Justin beschrieb in ihrer Pseudowissenschaftlichen Arbeit „Zigeunermischlinge“ bzw. „Artfremd erzeugene Zigeuner“ als labiler, haltloser, charakterschwächer als die sogenannten „rassereinen Zigeuner“.

Exotik, Sexismus

Die einzige Frau, die im Drehbuch als Sintizza dargestellt wird, ist eine 40-jährige Schwangere. Als Kommissar Stöver auf die rote Unterwäsche stößt, entgleitet ihm, verbunden mit einem Seufzer: „Phantastisch! Was für ein Volk!“

Ergebnis dieser und anderer, weit verbreiteter Medienpraxis ist, daß laut neuester Umfrage des EMNID-Institutes vom März 1994 (im Auftrag des American Jewish Committee) 68 % der deutschen Bevölkerung – also eine Zweidrittelmehrheit – Haß und Vorurteile gegen Sinti und Roma offen aussprechen.

Die große Masse der Zeitungsleser, Film- und Fernsehzuschauer kennt jedoch Angehörige unserer Minderheit gar nicht persönlich. D.h. es liegen hier keine persönlichen Erfahrungen vor; es handelt sich um eine medial gesteuerte Stigmatisierung, zu der Martin Walser seinen „Erinnerungsbeitrag“ geleistet hat.

1 Siehe auch bei Kirsten Martins-Heuß: Zur mythischen Figur des Zigeuners, Frankfurt 1983

2 Wilhelm Solms, Zigeunerbilder in der deutschsprachigen Literatur, S.16

3 a.a.O., S.39 f.

4 Hrsg. Landeszentrale für politische Bildung Baden Württemberg / Landesverband deutscher Sinti und Roma - Baden Württemberg: Zwischen Romantisierung und Rassismus, Stuttgart 1998, siehe auch „...mir bricht's Herz...“ Antiziganismus, Materialien zum Unterricht, Wiesbaden 1998, S.130

5 Vgl. Wilhelm Ebhardt, a.a.O., S. 13 und Fernand Baldensberger: L'entree pathethique des tziganes dans les lettres occidentales, Revue de la litterature comparee 18 (1938), p. 502

6 Herbert Heuß: Darmstadt-Auschwitz, Darmstadt 1995, S.33

7 a.a.O., S.33

8 Gutachten für den Zentralrat Deutscher Sinti und Roma, Heidelberg 1992 (unveröffentlicht)

9 Pressemeldung des Zentralrates deutscher Sinti und Roma vom 10.07.8

10 Persönliches Archiv



Kritik des Walser-Roman „Ein springender Brunnen“

Wie Martin Walser das
„Wegdenken“ erlernt
und kultiviert hat

von Benjamin Ortmeier

Einleitendes ¹

Martin Walser kommt immer wieder darauf zurück – ob in der Paulskirchenrede, im Spiegelgespräch mit Augstein oder im FAZ-Gespräch mit Bubis: Sein autobiographisch geprägter Roman „Ein springender Brunnen“ werde ungerecht kritisiert, weil „Auschwitz“ darin nicht vorkomme. ²

Dieses ständige Lamento, unkonkret gegen die „üblichen Verdächtigen“ gerichtet, wirft die Frage nach dem Stellenwert des Romans auf, in dem immerhin schon vor der berühmten „Paulskirchenrede“ der Begriff des „Wegdenkens“ von Walser erschaffen wurde.

Aus der Sicht von Literaturkritik ist es eine Binsenweisheit, daß Äußerungen einer beliebigen Romanfigur nicht umstandslos als Position des Autors dargestellt werden dürfen. In der Literaturkritik spielt der Gesamtzusammenhang eine entscheidende Rolle, da nur so die Positionierung der einzelnen Romanfiguren deutlich wird. Im Roman „Ein springender Brunnen“ ist der Held der heranwachsende Johann. Daß der Roman autobiographische Züge hat, Johann also in vielerlei Hinsicht der junge Martin Walser ist, kann den sonstigen Äußerungen des Autors eindeutig entnommen werden. Aber es ist ein Roman. Das erschwert die Kritik, aber macht sie nicht unmöglich.

Die Beweiskraft einer knappen kritischen Darstellung eines Romans, auch wenn Zitate als Belege verwendet werden, sind bei einer Literaturkritik weitgehend anders gelagert als im sonstigen wissenschaftlichen Diskurs. Das ist der nachfolgenden Kritik bewußt. So oder so sollte Kritik immer dazu führen, Zitate im Zusammenhang

nachzulesen, um den Kontext überprüfen zu können. Es geht um Aufklärung, und Aufklärung ist zudem ohne klärende Rede und Gegenrede, ohne Debatte eben nicht möglich. Insofern ist dieser Beitrag ein Diskussionsbeitrag.

Wenn Walser oder der Bundesvorsitzende der IG Medien solche Diskussionen nicht ertragen können, dann ist das ihr Problem.

Es ist allerdings ein ernstes Problem. ³

Da Martin Walser in diesem Roman den Begriff „Wegdenken“ noch vor der Paulskirche prägte und in der Sprache der Literatur, die angeblich laut Martin Walser „frei mache“ ⁴ anhand seines biographisch gefärbten Romans erläuterte, so ist durch diesen Roman „Ein springender Brunnen“ ein Werk entstanden, dessen Mechanismen kritisch hinterfragt werden müssen. Denn die dichte Beschreibung seines jugendlichen Alltags in der Nazi-Zeit zu drei ausgewählten Zeitpunkten (1932/33, 1938 und 1944/45) ist, wie zu zeigen sein wird, keinesfalls so wertfrei und „unparteiisch“, wie Laudatoren des Romans behaupten. ⁵

In drei großen Schritten eilt Martin Walser als Literaturfigur Johann durch die Zeitgeschichte, beleuchtet und rechtfertigt den Eintritt seiner Mutter in die Nazi-Partei vor 1933. Er beleuchtet und rechtfertigt seine Nazi-Indoktrination durch Schule, Militär und die Gesamtmosphäre und beleuchtet und rechtfertigt das „Wegdenken“ in der abschließenden Schlüsselszene 1945 gegenüber den Erlebnissen der „Anderen“, der vom Nazi-Regime Verfolgten.

„Zum Glück war die Mutter in der Partei“

1932 war Martin Walser 5 Jahre alt. Der Roman schildert ausführlich, daß die Mutter die Fäden in der Hand hatte und warum sie schon vor 1933, nämlich im Roman um Weihnachten 1932, in die Nazi-Partei eintrat.⁶

Zwei Motive verknöteten sich unlösbar: Die innere Überzeugung der Mutter, daß die Nazi-Partei, Adolf-Hitler und sein Wasserburger Propagandawart, der Oberlehrer, das Richtige sind und die feste Überzeugung, mit Hilfe der SA die Wirtshauskonkurrenten am Ort ausschalten zu können, Konkurs abzuwenden und als Nazi-Kneipenwirtin in den SA-Männern eine treue Kundschaft zu haben.

Nein, Martin Walser schildert diese unselbige Kombination von Motiven für den Eintritt in die Verbrecher-Partei der Nazis nicht unparteilich:

„Zum Glück war die Mutter in der Partei. Eine Mitgliedsnummer unter der ersten Million. Die Versammlung fanden, wie es die Mutter vorausgesagt hatte, in der RESTAURATION statt“ (S.151)

Zum Glück, denn Johann hatte erlebt, das angeblich „einer Familie nichts Schlimmeres passieren konnte als die Zwangsversteigerung...Der Mutter fiel ein, was die Zwangsversteigerung verhinderte.“ (S.152 – 153)

Die NSDAP und seine Mutter als Retter vor dem „Schlimmsten“ und die feste Überzeugung, daß die Mutter zweifelsfrei richtig gehandelt habe – das ist eine erste „Botschaft“ des angeblich wertfreien Romans. Pathetisch ruft Walser im Spiegel-Gespräch mit Augstein über seine Mutter aus: „*Sie hat uns gerettet.* „. Eine Heldin also. Und die in „kleine-Leute-Prosa“ gefaßte opportunistische Allerweltsweisheit der Mutter gibt es als Zugabe. Der Stoßseufzer der Johann-Mutter im Roman lautet denn auch

„Mein Gott, man kann doch nicht gegen die Leute leben, wenn man von ihnen leben muß, oder?“ (S.250)

Wer mag da schon von Moral, Ekel vor den Nazis oder gar Humanität reden, wenn die Leute halt Nazis waren und man sein Lebensunterhalt durch die SA verdiente? Die Rechtfertigung der Nazi-Mutter ist eine zentrale Metapher für die Rechtfertigung des „tüchtigen“ deutschen Volkes, welches eigentlich ja nur lebte und sich arrangierte.⁷

Als Nazi-Kind sozialisiert

Auch Martin Walser wurde, will man dem Roman als Beleuchtung der Biographie Walsers glauben, gnadenlos im Sinne der Nazis sozialisiert.⁸ Schon als kleiner Bub wurde er mit der nazistischen Lügen-Rhetorik konfrontiert und genoß es. Für Johann brachten die SA-Versammlungen mit Radio-Übertragungen in der Kneipe der Mutter Glücksgefühle:

„Sobald Dr. Goebbels sprach, spürte Johann, daß ihm

Schauer über den Rücken hinabließen wie sonst nur in der Kirche, wenn Herr Grübel das Benedictus sang.“ (S.112)

Was Goebbels wirklich sagte, wird im Roman zu harmlosen Lobtiraden auf Adolf Hitler und das deutsche Volk verkürzt. Antisemitischen Haßtiraden werden von Walser „weggedacht“ und wegoperiert, so wie es Antisemitismus in Walsers Roman über die Nazi-Zeit im Alltag offensichtlich eh nicht gab: Das Recht des Literaten auf Beschönigen durch Weglassen, würde Martin Walser dies nennen.

Und die Nazi-Lieder, die der Nazi-Schüler Walser erlernen mußte? Die grauenvollen Texte vom „Judenblut“, das „Juda, verrecke“? All dies kommt im Roman wie selbstverständlich nicht vor.

Tatsachen sind doch eigentlich eine hartnäckige Sache. Aber Walser hat für alles eine Antwort durch seine Methode des „Wegdenkens“, wann und wo und wie es ihm paßt.

Bei seiner Wehrmachts-Vereidigung kommentiert Walser: *„Er hatte nichts gegen diese Texte, aber ihn gingen sie nichts an. So wenig wie die Texte, die sie beim Marschieren sangen. Die waren nur dazu da, daß man singen konnte.“ (S.352)*

Ein biographisch gefärbter Roman eröffnet immer die Möglichkeit zu selbstkritischer Reflexion, aber die böse Pointe dieses Romans ist, daß immer und immer wieder, wenn solch eine Möglichkeit eröffnet wird, bei Walser statt Selbstreflexion die Mechanismen der Rechtfertigung einsetzen.

Auch die Beschreibung, wie der Zirkus mit einem von Johann angehimmelten Mädchen nach nächtlichen Terror gegen einen sich kritisch äußernden Clown aus dem Dorf verjagt wird, führt zu keinem ersten inneren Bruch mit der Nazi-Ideologie und den Nazi-Akteuren. Erste, auch aus Mitleid genährte Zweifel werden erfolgreich vom Nazi-Propagandawart des Dorfes, seinem Lehrer, geglättet. Dieser warnt vor denen, „die sich in den Dienst der Feinde des deutschen Volkes stellen“.

„Johann gestand sich ein, daß er den Dummen August unterschätzt hatte. Daß der so gefährlich war, hatte er nicht bemerkt.“ (S.173)

In gewisser Hinsicht ist es die Stärke des Romans von Martin Walser, wie brutal er seine Nazi-Mutter und seine eigene nazistische Sozialisation darstellt. Doch wer den Roman kritisch liest, wird immer das trotzig „Na und!“ , denn rechtfertigenden Unterton, mal zurückhaltender mal massiver, heraushören.

Es kommt in diesem glatten Roman nicht wirklich zu Brüchen. Den Terror einfach „wegdenken“, das lernte Johann in der Nazi-Zeit bereits erfolgreich. Nach der Indoktrination, durch die Lebensweisheiten⁹ der Mutter und die schönen Gefühle bei den Goebbels-Reden und den SA-Versammlungen in der Wirtschaft, nach der Indoktrination in der nazistischen Schule¹⁰ folgt nun das Militär.

„Wegdenken“ in der Wehrmacht

Walser war in seiner Jugend, wie wir aus dem Roman erfahren, alles andere als ein Anti-Militarist. Absurder Drill nervt auch ihn, wie alle anderen, aber er meldete sich „freiwillig“.¹¹

Zum Verständnis der Sozialisation und Indoktrination Johanns gehört auch seine Schilderung des Militärs. Johann will zum Militär. „*Er wollte an die Front*“ (S.348) und wartet voll Hoffnung auf den Stellungsbefehl (S.321). Johann wird „*Oberschütze*“, (S.356) meldet sich natürlich freiwillig, aber nicht zur Flak „*weil er nicht als Drückberger dastehen wollte*“ (S.401) der sich eine leichte Einheit aussuchen will, oh nein. Walser schildert wirklich im Stil der Landser-Heftchen die Militär-Abenteuer des jungen Johann, fachsimpelt vom „*harten Gehacke der Zweizehntimeterkanone*“, (S.284) und es heißt über Johann: „*Sein Jungvolk-Schießbuch war ihm heilig*“ (S.284)¹²

Seine Dichtkunst erwachte schon damals, ohne Probleme dichtet er Tischsprüche wie:

„Die Sonne strahlt, hell ist die Welt

Wo ein Kamerad zum Kameraden hält.

.. Für uns gibt s heute nur die eine Wahl

Wir müssen härter sein als Feindesstahl“ (S.291)

Es ist ja nicht so, daß der Soldat in der Armee von den Nazi-Verbrechen nichts erfuhr, abgesehen von denen, an denen der Soldat selbst beteiligt war. Nein, Walser schildert desinteressiert von einem solchen Gespräch mit einem SA-Mann über den Novemberpogrom – der Fußschweiß des SA-Mannes störte Walsers literarisches Ego. Johann, als Soldat mehr als der mögliche Denkanstoß über die Verbrechen der Nazis im November 1938. Der etwas gestörte SA-Mann im Bett über ihm nervte Walser mit merkwürdigen Lauten, die er von sich gab, „... weil er als SA-Mann bei der Judenverfolgung mitgemacht habe... Was er denn getan habe, fragte Johann. Angezündet, sagte er und geschlagen. Geschlagen sagte Johann. ... Geschlagen dachte Johann, warum denn geschlagen. Und dieser Fußschweißgestank“ (S.357)

Die Art und Weise wie Walser die Erzählung über den Novemberpogrom in seinem Roman plazierte, einkleidet und mit einem ekelerregenden Desinteresse auf eine Stufe (oder drunter) mit dem Problem des Fußschweißes des SA-Mannes stellt, entspricht einem bösen Zynismus. Zitate Walsers im Zusammenhang gelesen, machen die Sache nicht besser, sondern schlimmer. Das, was er ausführlich alltagsorientiert schreibt und objektiv zur provokativen Bagatellisierung der Nazi-Verbrechen beiträgt, und das was er nicht schreibt, wirkt oft noch schlimmer. Die Erlebnisse der inhumanen Sozialisation, der nazistischen Erziehung und der gesamten Atmosphäre in Nazi-Deutschland, einschließlich der eben belegten Herrenmensch-Arroganz gegenüber dem Schicksal der jüdischen Bevölkerung in Deutschland, werden von Walser

wie nebenbei beschrieben. Verstanden und kritisch reflektiert hat Walser von dem, was er da geschrieben hat, nichts, muß man noch zu seinen Gunsten annehmen. Oder weiß er, was er da anrichtet? Bewußt und planmäßig?

Diese Hofierung des Verlustes einer „humanen Orientierung“, wie Ralph Giordano es 1995 in seinem Buch über die „Zweite Schuld oder Von der Last Deutscher zu sein“ nannte, wird noch deutlicher in der Schlüsselszene des Romans, der entscheidenden Schlüsselszene, in der er gegen das Wort von Günter Grass¹³ den Begriff des „Wegdenkens“ aus der Taufe hob, bevor er ihn in der Paulskirche erneut mobilisierte.

„Wegdenken“ und sich gegen die – Angst der – Juden wehren

Nachdem Walser schon beschrieben hatte, daß ein Jugendlicher mit dem Namen Wolfgang aus der HJ ausgeschlossen wurde, weil seine Mutter Jüdin war, schildert Walser gegen Schluß des Romans, wie er nach Ende der Nazi-Diktatur Wolfgang wieder trifft. Mit einer gewissen Zutraulichkeit, die Johann recht schroff zurückweist, erzählt Wolfgang ihm, wer im Widerstand war und von den Nazis verfolgt wurde, wer noch als Jude vom Nazi-Terror bedroht und betroffen war – alles Dinge, die Johann gar nicht wirklich wissen will. Im Gegenteil, er wittert nur wieder Vorwürfe, warum er das nicht wisse, obwohl Wolfgang keinerlei Vorwürfe erhebt. Es heißt im Roman: „*Er hatte gespürt, daß Wolfgang, was er ihm erzählt hatte, erzählt hatte, weil Johann das wissen müsse. Vielleicht meinte Wolfgang, daß Johann ein Vorwurf zu machen sei, weil er all das nicht gewußt, nicht gemerkt hatte. Johann wehrte sich gegen diesen vermuteten Vorwurf. Woher hätte er wissen sollen, daß Frau Haensel Jüdin ist? Er wollte von sich nichts verlangen lassen. Was er empfand, wollte er selber empfinden. Niemand sollte ihm eine Empfindung abverlangen, die er nicht selber hatte. Er wollte leben und nicht Angst haben.*“ (S. 401)

Hier wird der von den Nazis sozialisierte Johann sozusagen „antiautoritär“ – und zwar gegenüber den Verfolgten des Nazi-Regimes. Von „denen“ läßt er sich nicht befehlen – obwohl die ihm gar nichts befehlen. Es geht einfach darum, daß die Nazi-Erziehung und Sozialisation erreicht hat, daß Johann als Jugendlicher ähnlich wie Martin Walser heute nicht die einfachsten menschlichen Regungen der Empathie und der Solidarität mit den Opfern des Nazi-Regimes empfinden und vermitteln können.

Im ganzen Roman hat Johann keine wirkliche Angst vor den Nazis empfunden, deren Terror berührte ihn gar nicht, oder zumindest nicht lang und nicht tief. Nun aber entwickelt er Angst, Angst vor der jüdischen Mutter seines Mitschülers Wolfgang.

„Die Angst, in der Wolfgangs Mutter gelebt hatte, weil der Lehrer sie hat abholen lassen wollen.“

Und weiter :

„Frau Landsmann würde ihn mit ihrer Angst anstecken, das spürte er. Er mußte wegdenken (Hervorhebung B.O.) von ihr (! B.O.) und ihrer Angst. Eine Angst gebiert die nächste. Nicht ist so sicher wie das.“ (S.401)

„Wegdenken“ – nicht nur von der Angst, nein auch von den Verfolgten und Opfern selbst! Und zum ersten Mal wehrt sich Johann, aber gegen wen wehrt er sich? Er wehrt sich gegen die Opfer und ihre Angst, wehrt sich gegen die überlebenden Juden.¹⁴

Der Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung, Prof. Dr. Wolfgang Benz, prägte den Begriff des „sekundären Antisemitismus“.

Damit ist der „Antisemitismus nach und wegen Auschwitz“ gemeint, ein anderer, latenter, aber sehr wohl verletzender und folgenreicher Antisemitismus, da er sich mit den Urquellen des deutschnationalen-völkischen Antisemitismus und anderen Quellen des Antisemitismus trefflich verbinden kann. Das zynisch gefärbte, aber in vielerlei Hinsicht so treffende Wort „Die Deutschen werden den Juden Auschwitz nie verzeihen“ spiegelt den Mechanismus wieder, den Martin Walser in der Schlüsselszene seines Romans anwendet.

Nicht die aktive Überwindung von noch verständlicher Scheu den Verfolgten und Opfern gegenüber wird als Möglichkeit angedeutet, sondern Abwehr, Unterstellung und das Generalrezept des Verdrängens und „Wegdenkens“ bilden die kalte und inhumane Krönung des Romans, den Walser selbst wohl als Krönung seines Lebenswerkes betrachtet.

Mitleid mit den tätowierten SS-Männern

Kalt und gefühllos? Nicht gegenüber „seinen“ Leuten aus dem Dorf, die nicht verfolgt wurden. Er empfindet durchaus Mitleid – mit den SS-Leuten.

Zu den schauerlichsten Darstellungen dieses Walser Romans gehört es, wenn er Mitleid mit den unter den Achseln tätowierten SS-Leuten plausibel machen will: Der SS-Mann „Gottfried“ hatte das Problem, ob er sich angesichts eines Armdurchschusses die SS-Nummer noch einmal eintätowieren lassen sollte oder nicht. Johann kommentiert:

„Er hatte, so oft von dieser SS-Tätowierung unterm linken Oberarm geredet wurde, immer eine Art Mitleid empfunden mit jedem, der so gebrandmarkt war.“ (S.345)

Daß nicht nur die Walsers Paulskirchen-Rede, sondern auch seine schriftstellerischen Leistungen das hohe Lob der „Deutschen Nationalzeitung“ gefunden hat, das hat Walser möglicherweise gar nicht gewollt. Es wundert jetzt vielleicht aber doch weniger.

„ ... und sie sind glücklich dabei.“

So oder so, Walser weiß angeblich, wie es damals war, und er meint über die Mittel zu verfügen, es auch in der richtigen „Dosierung“ mitzuteilen, – für jeden etwas, aber nicht gleichviel.

Daß Unterfangen Walsers, sich mit seiner eigenen Nazi-Sozialisierung auseinanderzusetzen endet wie das Unternehmen von Melita Maschman¹⁵, Helmut Schmidt, Rudolf Augstein und Joachim Fest.

„Glückliche Jahre“¹⁶ – um angesichts von massenhaften Mord und Totschlag, täglicher Volksverhetzung, Krieg, Blut und Dreck diesen Tenor über die Nazi-Zeit aufrecht erhalten zu können, sind schon einige sprachliche und psychologische Operationen nötig.¹⁷ Für Menschen wie Walser, die sich subjektiv nicht für Lügner handeln, wenn sie nur Halbwahrheiten präsentieren, gibt es im Grunde gar keine Wahrheit über die Vergangenheit, ein sophistischer Relativismus, der jeden Vergangenheits-Fälscher philosophisch rehabilitiert, ja sogar zum Philosophen erheben könnte. Diese böse Pointe des „Wegdenkens“ als Schlüsselbegriff des Schlußteils des Romans wird von Walser mit seinem „Hauslehrer“ Nietzsche¹⁸ im Hintergrund sozusagen philosophisch begründet. Im Jargon der „Eigentlichkeit“ philosophiert Walser, daß es keine Vergangenheit „als solche“ gabe.¹⁹

Die Verdrängung als Programm wird im Roman so aus dem Mund Johanns folgendermaßen formuliert:

„Er wollte nicht bestreiten, was rundum als entsetzlich sich aufstet. Aber er wollte sich nicht verstellen. Und er hätte sich verstellen müssen, wenn er getan hätte, als erreichte ihn das Entsetzliche. Es erreichte ihn nicht.“ (S.388-389)

„Jeder Tag, an den er sich erinnerte, war der schönste Tag in seinem Leben. Andere Tage ließ er gar nicht zu.“ (S.389)

Über seine Art des Umgangs mit der Vergangenheit, den er anderen unterstellt, heißt es im Roman:

„Je direkter ich mich ihr nähere, desto deutlicher begegne ich statt der Vergangenheit dem Motiv, das mich gerade jetzt heißt, die Vergangenheit aufzusuchen“ (S. 282)

In der Paulskirchenrede hält sich Walser an dieses Axiom, das er anderen vorwirft, aber selbst benutzt: Um des lieben Friedens Willen, Schluß mit den alten Geschichten, Schluß mit der angeblichen „**„Instrumentalisierung unserer Schande zu gegenwärtigen Zwecken“**“, weg mit „**„Drohroutine“**“ und „**„Moralkeule“**“.

Das eigentlich hochinteressante Problem bei den Erinnerungen von in der Nazi-Zeit groß gewordenen Autoren ist, ob sie aus der ständigen Gefahr der Rechtfertigung herausfinden und ob sie aus der ständigen Gefahr der Übernahme von nazistischen Begrifflichkeiten und eingespielten nazistischen Wertungen herausfinden.²⁰

Es gibt einige wenige deutsche Autoren, die zumindest bewußt über ihre Rolle als nazistisch Indoktrinierte reflektiert haben.

Gunther de Bruyn schaltet in „Zwischenbilanz – Eine Jugend in Berlin“ bewußt kritische Reflexionen in seine Erinnerungen ein, andere Schriftsteller wie Franz Fühmann schildern schonungslos ihre moralische Verwahrlosung durch die nazistische Indoktrination.²¹

Von Bedeutung sind in diesem Zusammenhang die Analysen und Überlegungen von Rolf Hochhuth.²² Er charakterisiert die Methode der Verleugnung, die von besonderem Gewicht auch für die Gespräche und Beurteilung von Erinnerungen mit sogenannten „Zeitzeugen“, die das Lügen durch die NS-Erziehung erlernt haben. Seine Einschätzung ist kurz und klar: „... die meisten lügen natürlich.“ Hochhuth schreibt:

„Ich kalkuliere, die Hälfte von allem, was alle sagen, darf man glauben – wer aber sagt mir, welche Hälfte? Denn die vorsätzlich lügen, sprechen am überzeugendsten, weil sie nun schon seit Ende der Hitler-Zeit ihre Version erzählen; das übt nicht nur, das drängt sich sogar als Wahrheit auf – und zwar auch den Lügner selbst! Die Schlimmsten glauben sich bereits jedes Wort. Ihre Berichte sind Triumphe der Willenskraft über das Gedächtnis.“ (S. 190)

Es sollte interessant sein, zu prüfen, ob nicht auch Walser Roman hier von Rolf Hochhuth treffend charakterisiert wird: „Triumph der Willenskraft über das Gedächtnis.“

„Nie für möglich gehalten, die Seite der Beschuldigten zu verlassen“

Walser ist nicht ehrlich, wenn er in der Paulskirchen-Rede behauptete, er habe es „nie für möglich gehalten, die Seite der Beschuldigten zu verlassen“. Das ist eine der Ankündigungen, bei denen man gleich spürt, daß sie unsinnig sind, etwas verbergen sollen.

Ganz bewußt verdreht Walser das Problem. Die Position der Solidarität und Empathie mit den Verfolgten und den Opfern des Nazi-Regimes einzunehmen ist eine Sache, die Verleugnung der eigenen Vergangenheit und die der Eltern, mal durch Verharmlosung, mal durch Rechtfertigung, ohne Hemmungen jedoch auch durch phantasievolle „Identifizierung“ mit den Opfern des Nazi-Regimes ist eine ganz andere Sache.

Es geht Walser natürlich darum, sich und die Seinen, die „normale“ deutsche Bevölkerung als Opfer darzustellen. Er selbst geniert sich wenig dabei, sich gar in der Rolle des „Juden“ darzustellen.

Walser erklärt gegen Reich-Ranicki, der seinen Roman kritisiert hatte, in der SZ vom 20. September 1998:

„Die Autoren sind die Opfer und er ist der Täter. Jeder Autor, den er so behandelt, könnte zu ihm sagen: Herr Reich-Ranicki, in unserem Verhältnis bin ich der Jude“

Reich-Ranicki zitiert diese Passage und kommentiert in der FAZ am 2.2.1998:

„Wollte Walser ein Gleichheitszeichen setzen zwischen der Verurteilung eines Romans und der Vergasung eines

Menschen? Nein, das wollte er mit Sicherheit nicht, denn er ist nicht wahnsinnig.“

Nein, wahnsinnig ist Walser nicht. Er ist ein ganz und gar **deutscher** Schriftsteller.

1 Dieser Artikel ist das überarbeitete Manuskript des Redebeitrags auf der Veranstaltung der GEW Frankfurt am Main am 26. Januar 1999. Insbesondere Belege, aber auch während des Vortrags ausgelassene Gedankengänge wurden in Anmerkungen notiert.

2 Walser erklärte: „Da wird meinem Roman „Ein springender Brunnen“ vorgeworfen, darin komme Auschwitz nicht vor. Wenn das festgestellt wird, dann empfinde ich das als eine Instrumentalisierung von Auschwitz.“ (FAZ, 14.12.98)

3 Der Vorsitzende der IG Medien erklärte in einem „Scharfen Protest mit dem Titel: „Detlef Henschel stellt sich vor Martin Walser“ zu einer Veranstaltung der GEW-Frankfurt, er sei erschrocken über „Stil und Maßlosigkeit“ der Verunglimpfung. Bezug war gar nicht die Versammlung selbst, sondern die bloße Einladung zur Veranstaltung, auf der deutschnationale, antiziganistische und antisemitische Mechanismen dargestellt und die gewollte oder ungewollte Unterstützung solcher Mechanismen durch Walser zur Diskussion gestellt wurden.

4 „Nichts macht so frei wie die Sprache der Literatur.“ (FR vom 12. Oktober 1998)

5 So heißt es Bei Thomas Steinfeld in der FAZ vom 26.9.1998 „Hier soll der Vergangenheit unparteiisch zu ihrem Recht verholfen werden“

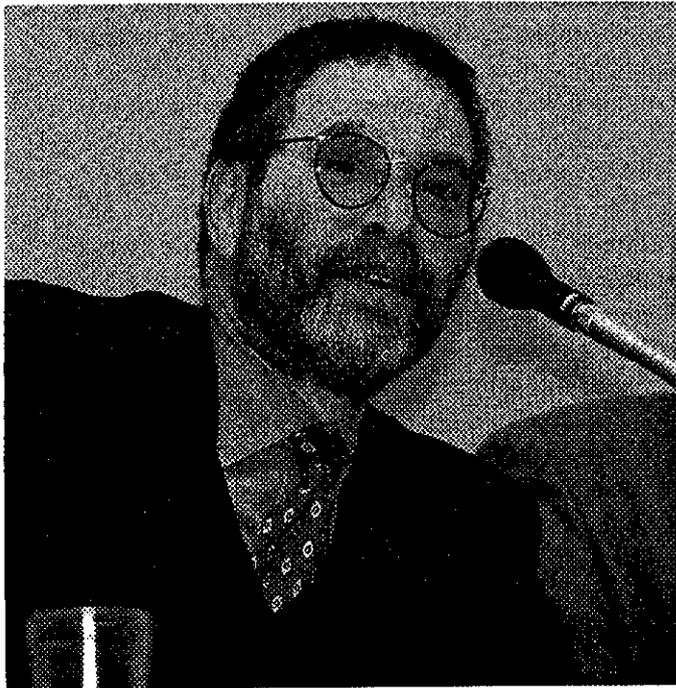
6 Im Spiegel-Interview mit Augstein räumt Walser ein, daß er diesen Umstand im Roman, weil es angeblich „kompositionell“ besser passe, geschönt habe, in Wirklichkeit sei seine Mutter noch früher in die Nazi-Partei eingetreten. „Aber daß seine Frau 1932 in die Partei eingetreten ist, hat er nicht verhindert, konnte er wohl nicht, weil er zur Abwendung von Konkurs und Zwangsversteigerung nichts beitragen konnte. Die Mutter aber, eben durch den Beitritt in die Partei, sehr viel. Sie hat uns gerettet.“ (Der Spiegel 45/98) „Naja, meine Mutter ist ja in der Partei gewesen, nicht erst Weihnachten 32/33 eingetreten wie in meinem Buch – wo dieser Zeitpunkt kompositionell passte –, sondern noch früher. Ihr war klar geworden, daß Hitler die Vorsehung ernst nimmt, den Herrgott.“ (Der Spiegel 45/98, S.58)

7 Joachim Rohloff zitierte Walser in einem Interview 1986. Walser habe dort berichtet daß der Arbeitstitel des autobiographisch gefärbten Romans lauten sollte: „Der Eintritt meiner Mutter in die Partei“. Laut Joachim Rohloff erklärte Walser 1986: „Wenn es mir gelänge zu erzählen, warum sie in die Partei eingetreten ist, dann hätte ich die Illusion, ich hätte erzählt, warum Deutschland in die Partei eingetreten ist.“ (Siehe Joachim Rohloff, Ein alemanisches Idiotikon, KONKRET 2/1999 S.22)

8 1938 erschien in New York das Buch „School for Barbarians. Education under the Nazis“ von Erika Mann, das im selben Jahr in Amsterdam auch auf deutsch herausgegeben wurde, und zwar unter dem Titel „Die Schule der Barbaren“. Die Fragestellung lautete zunächst: War die nazistische Erziehung zum mörderischen Herrenmenschentum erfolgreich?

Erika Mann geht von drei Kreisen, von drei wesentlichen Bereichen der Sozialisation des Kindes in der NS-Zeit aus: der Familie, der Schule und der Hitlerjugend. Sie faßt zusammen: „...ist das deutsche Kind schon heute ein Nazi-Kind und nichts weiter. Die Schule, die es besucht, ist eine Nazi-Schule, die Jugendorganisation, der es angehört, ist eine Nazi-Organisation, die Filme, zu denen man es zuläßt, sind Nazi-Filme, und sein Leben gehört ohne Vorbehalt dem Nazistaat. (S. 18) „Das Kind geht durch die Nazi-Straße als ein Nazi-Kind. Nichts dort ist ihm auffällig, nichts der Erwähnung wert, oder gar der Kritik.“ (Erika Mann 10 Millionen Kinder, Die Erziehung der Kinder im Dritten Reich. München 1989, S.18, S.23) Schon der Schulweg führe die Kinder an antisemitischen Plakaten, an Hakenkreuzen und Aufschriften wie „Juden ist der Eintritt verboten“, „Juden sind hier unerwünscht“ vorbei. Ein Kind

- könne die Bedeutung all dessen nicht wirklich erfassen (siehe S. 22 f.) „Ihnen ist jedes Gefühl für Recht und Menschlichkeit genommen; ihnen fehlt bis auf weiteres der Sinn, nach dem wir alle leben, der unser Gleichgewicht bestimmt und kraft dessen wir aufrecht gehen durch diese Welt, – der Sinn für die Wahrheit.“ (S. 120)
- 9 „Daß sich Johann jeden Abend, bevor er sich ins Bett legte, noch bückte und schaute, ob nicht ein Zigeuner oder sonst ein Bedrohlicher unter dem Bett liege, das hat er von der Mutter gelernt, übernommen, beibehalten...“ (S.314)
- 10 Daß in den Nazi-Schulen verhetzt, Mord und Totschlag, ja Menschenverbrennung in Theateraufführungen vorgeübt wurde, schildert Walser ungerührt mit der Kälte eine nazistisch sozialisierten Kindes bei der Aufführung des Nazi-Theaterstückes „Schlageters Tod“, in dem ein Anti-Deutscher gequält und schließlich zum Sprechchor „Deutschland erwache“ verbrannt wurde. (S.191)
- 11 Martin Walser erklärt Augstein sein Verhalten so: „Jetzt paßt auf Rudolf, wenn ich mir das heute zu erklären versuche, warum ich mich freiwillig gemeldet habe – ich war 16 Jahre alt – dann komme ich nur darauf, daß ich die Leute damals, die sich gedrückt haben, verachtet habe ... Wenn Du glaubst, daß die Leute, die sich freiwillig gemeldet haben automatisch Nazis waren, dann bist Du in einer Verblendung... Wer sich freiwillig meldet in diesem Krieg, der hat doch nichts mit Politik zu tun.“ (Spiegel 45/98, S.58)
- 12 Joachim Rohloff zitierte in jungle world Nr. 42 vom 14. Oktober 1998 Martin Walser zur Wehrmachtsausstellung: „Die Soldaten, die sich haben erschießen lassen, die haben doch gar nicht gewußt, daß es Auschwitz gibt. Die haben doch nicht das Gefühl gehabt, daß sie Auschwitz verteidigen sollen. Deshalb darf man nicht nachträglich sagen: Die haben Auschwitz ermöglicht.“
- 13 Günter Grass erklärte 1990: „Wer gegenwärtig über Deutschland nachdenkt und Antworten auf die deutsche Frage sucht, muß Auschwitz mitdenken.“ Grass bekräftigte diese Äußerung ausdrücklich gegen Martin Walsers Paulskirchen Rede in einem Gespräch mit der Zeitschrift DIE WOCHE vom 24.12.1998.
- 14 Eine Variante ist auch, daß Walser Bubis im FAZ-Gespräch untersagen will, bei Nazi-Anschläge gegen Vietnamesen und Roma zu protestieren: Warum? „Ich glaube, ich habe Sie im Fernsehen gesehen in Lichtenhagen bei Rostock. Jetzt frage ich Sie, als was waren Sie dort? ... Denn ich sah Ihr empörtes, ergriffenes Gesicht, begleitet vom Schein der brennenden Häuser, das war sehr heroisch.“ (FAZ, 14.12.98) Bubis antwortet „das hat bei mir schlimme Erinnerungen wachgerufen“ und Walser erklärt dann: „Ja, aber verstehen Sie, wenn Sie auftauchen, dann ist das sofort zurückgebunden an 1933. ... Ich will nur sagen: Wenn Sie irgendwo auftauchen – das meine ich – dann kommen die, das ist Neonazitum“ (FAZ, 14.12.98)
- 15 Das Buch „Fazit“ der BDM-Führerin Melita Maschmann erschien mit dem Untertitel „Kein Rechtfertigungsversuch“ zunächst 1963 und wurde in vielen Auflagen, die fünfte Auflage erschien 1983, nachgedruckt. Es ist sicherlich auch richtig, wenn festgestellt wird: „Diejenigen, die dabei waren und die sich um Abstand und kritische Wertung bemüht haben, müssen jetzt reden.“ (S. 241) Maschmann hat das getan, aber ähnlich wie Walser. Als Ziel ihres Buches beschreibt Maschmann, daß es ihr darum geht, Sympathie zu wecken und Vertrauen zu bewirken. Nur so könne es gelingen, daß es „Juden und Deutschen vielleicht trotz allem und allem wieder ermöglicht, einander zu lieben“ (S. 235). Diese „verzeihende Liebe“ (S. 231) ist es, was Maschmann erreichen wollte. Damit schafft sie es, den Spieß umzudrehen und jene, die den führenden NS-Tätern nicht verzeihen wollen, in eine bestimmte Rolle zu drängen, in die Rolle der „böartigen Juden!“, die nicht „vergessen und vergeben“ wollen. Es war der Schriftsteller Heinrich Böll, der beim Lesen dieses Rechtfertigungsbuches von Frau Maschmann kommentierte (und zu Walser ähnlich kommentiert hätte) „... es stellte sich nicht ein, was ich erwartet hatte: die tiefe Verachtung wiederzufinden, (Böll 1964: Besprechung Melita Maschmann „Fazit“. In: Heinrich Böll: Aufsätze, Kritiken, Reden. Bd. 2. 1977, S. 61–64S. 61) Für Böll ist dieses Buch mit seinem „verlogenen wirkenden Bericht“ (S. 63) dennoch wichtig. Böll formuliert hart, aber klar: „Seine Wichtigkeit besteht in der Erkenntnis, daß Sprache, Syntax, Ausdruck und Stil der Befallenen uns nichts, gar nichts erklären können.“ (S. 63) Böll diagnostiziert, daß dieses Buch eine „blutige und feige, verantwortungslose Nichtigkeit, der keine andere Attitüde blieb als die der Verstocktheit“ (S. 63) offenbart. Böll gelingt es, deutlich herauszuarbeiten, daß die Erkenntnis der Verstocktheit und Inhumanität solcher autobiographischer Rechtfertigungsversuche das Wesentliche ist, daß solche Bücher jedoch keinesfalls unmittelbar, sondern nur durch die Kritik zur Aufklärung über Ursachen und Phänomene der NS-Diktatur beitragen können.
- 16 Rudolf Augstein, der einflußreiche Ex-Herausgeber des „Spiegel“, erinnerte sich an früher: „Ich hatte, trotz der Nazi-Herrschaft, eine glückliche Schulzeit. Es gibt auch nur wenige Dinge aus dieser Zeit, derer ich mich zu schämen hätte.“ (Geert Platner, „Schule im Dritten Reich. Erziehung zum Tod.“, Köln 1988, S. 39.) Rudolf Augstein als „Zeitverdränger“. Er rechtfertigt die eigene Biographie, stellt sie so dar, daß – wenn überhaupt – „nur wenige Dinge“ übrigbleiben, derer er sich „zu schämen hätte“ – und auch das nur im Konjunktiv. Zur gleichen Tendenz neigt Joachim Fest, Herausgeber der FAZ. Nicht zufällig verwendete er für einen Beitrag über seine Schulzeit die Überschrift „Glückliche Jahre“. „Vielleicht täuscht und schön die Erinnerung. Aber ich denke an die Schulzeit im Dritten Reich nicht ungerne zurück.“ (Zitiert nach Reich-Ranicki (Hrsg.) 1982: Meine Schulzeit im Dritten Reich, S. 183) Un-
- willkürlich assoziiert man hier die Passage in der Rede Hitlers, in der er davon spricht, die Jugendlichen für ihr ganzes Leben zu prägen, so daß sie nicht mehr frei werden ihr ganzes Leben lang und hinzugefügt: „Und sie sind glücklich dabei.“
- 17 In der Paulskirchenrede nimmt Walser recht unverföhren die Freiheit des Literaten zur Lüge für sich in Anspruch und formuliert nach dem unsäglichen Credo „Nichts macht so frei wie die Sprache der Literatur“ seine Methode der Vertuschung: „da mobilisiere ich furcht- und behutsam sprachliche Verbergungsroutine jeder Art.“
- 18 Von Friedrich Nietzsche spricht Walser als „meinem Hauslehrer“ (FAZ Magazin. Vom 19.10.1998, S.59) Auch der Titel des Buches „Ein springender Brunnen ist aus Nietzsches Zarathustra (Siehe Roman S. 164)
- 19 „Die Vergangenheit als solche gibt es nicht. ... Wir können nicht zugeben, daß es nichts gibt als die Gegenwart.“ (S.281 –283)
- 20 Hitler schildert die nazistische Sozialisation wie folgt: „Diese Jugend, die lernt ja nichts anderes als deutsch denken, deutsch handeln, und wenn diese Knaben mit zehn Jahren in unsere Organisation hineinkommen und dort oft zum ersten Male überhaupt eine frische Luft bekommen und fühlen, dann kommen sie vier Jahre später vom Jungvolk in die Hitlerjugend, und dort behalten wir sie wieder vier Jahre. Und dann geben wir sie erst recht nicht zurück in die Hände unserer alten Klasse und Standeserzeuger, sondern dann nehmen wir sie sofort in die Partei, in die Arbeitsfront, in die SA oder in das NSKK und so weiter. Und wenn sie dort zwei Jahre oder anderthalb Jahre sind, und noch nicht ganze Nationalsozialisten geworden sein sollten, dann kommen sie in den Arbeitsdienst und werden dort wieder sechs Monate geschliffen ... und was dann nach sechs oder sieben Monaten noch an Klassen- und Standesdübel da oder dort vorhanden sein sollte, das übernimmt die Wehrmacht zur weiteren Behandlung auf zwei Jahre. Und wenn sie nach zwei, drei oder vier Jahren zurückkehren, dann nehmen wir sie, damit sie auf keinen Fall rückfällig werden, sofort wieder in die SA, SS und so weiter, und sie werden nicht mehr frei ihr ganzes Leben und sie sind glücklich dabei.“ (Adolf Hitler, Rede vor Kreisleitern in Reichenberg am 2.12.1938. Abgedruckt im „Völkischen Beobachter“ vom 4.12.1938. Zitiert nach Karl Borchering, Wege und Ziele politischer Bildung in Deutschland, München 1965, S. 57, Hervorhebung B.O.)
- 21 Besonders eindrucksvoll der Bericht von Franz Fühmann über seine Beteiligung am Novemberpogrom 1938 (In: Meine Schulzeit im Dritten Reich – Erinnerung deutscher Schriftsteller, herausgegeben von Marcel Reich-Ranicki, Köln 1982)
- 22 Rolf Hochhuth: Wer eine Geschichte erzählt In: Niethammer (Hrsg.) 1980: Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis, S. 187–192. Zuerst in: Rolf Hochhuth: Eine Liebe in Deutschland. Reinbek, 1978.



Moritz Neumann

„Der 27. Januar als Jahrestag der Befreiung Auschwitz und das Gedenken heute“

Meine Damen und Herren,

erlauben Sie mir zunächst eine Vorbemerkung, weil ich ärgerlich bin über die Presseerklärung, die von Detlef Hensche, dem Vorsitzenden der IG Medien, heute herausgegeben wurde, in der er diese Veranstaltung heute abend kritisiert – und sich sehr wortgewaltig vor Martin Walser stellt. Ich bin deswegen ärgerlich, weil ich mich partout nicht erinnern kann, von Detlef Hensche, der Vorsitzender jener Gewerkschaft ist, der auch ich aus alter Verbundenheit noch immer angehöre, und von dem ja als kritischer Geist oft zu sehr unterschiedlichen Vorgängen Stellungnahmen zu vernehmen sind, ein Wort der kritischen Distanz nach der Walser-Rede in der Paulskirche gehört zu haben. Daß die Bundesvorsitzende der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft in das gleiche Horn tönt und sich ebenfalls per veröffentlichter Erklärung gegen ihre Frankfurter GEW-Kollegen stellt, erscheint mir in diesem Zusammenhang ein Ausdruck modernen Befehlsempfangs zu sein und deshalb von nur nachgeordneter Bedeutung.

Die Planung des heutigen Abends hat es so gewollt, daß ich hier nicht wesentlich über Walser sprechen und mich mit seinen so sehr fragwürdigen Äußerungen nicht näher beschäftigen soll. Ich hoffe, daß ich damit Ihre Erwartungen nicht allzusehr enttäusche. Ganz an Walser kommen wir nun aber doch nicht vorbei. Aber nach dem Einladungsschreiben für diesen Diskussionsabend wollte es die Regie, daß ich auch Stellung nehme und meine Auffassung erläutere zu dem Tag, den wir morgen begehen und

aus dessen Anlaß wir heute zusammensitzen, nämlich des neuen deutschen Gedenktages, des Tages der Befreiung von Auschwitz.

Die Frankfurter Mitscherlichs haben vor vielen Jahren ein Buch veröffentlicht, daß möglicherweise nicht ganz so viele Leute gelesen haben, aber dessen Titel ganz viele Leute kennen, nämlich: Die Unfähigkeit zu Trauern. Dieser Titel, nicht der Inhalt des Buches und seine Thesen, ist es, den ich in diesem Zusammenhang aufgreifen möchte. Denn für mich verbindet sich mit dem 27. Januar, dem Holocaust-Gedenktag, nicht nur Trauer, sondern besonders auch Freude. Freude an den Tag, an dem meine selige Mutter als Gefangene und Todgeweihte in Auschwitz befreit wurde. Wenn es für viele andere Menschen, die diese sehr persönliche Freude in ihrer Familiengeschichte nicht aufweisen können, schon nicht um unmittelbar Trauer am 27. Januar geht, dann sollte es für sie aber auf jeden Fall um das Gedenken gehen, um das Gedenken an die Millionen Opfer und an die zahllosen Verbrechen, die im Namen Deutschlands verübt wurden.

Aber das Wort von der Unfähigkeit zu Trauern dokumentiert ja eigentlich etwas ganz anderes, nämlich die Unwilligkeit, sich zu erinnern. Und die ist hierzulande nach meinen Beobachtungen vielfältige spürbar. Ich möchte Ihnen dafür ein paar Beispiele nennen:

Die Unwilligkeit, sich zu erinnern, und die Unwilligkeit, sich mit dem Thema des Holocaust mehr als nur oberflächlich zu beschäftigen, beginnt bereits in der Schule. Es sind ja sehr viele von Ihnen Lehrer. Entweder können Sie das jetzt nachempfinden, was ich sage, oder Sie werden mir gleich heftig widersprechen. Aber es ist meine gesammelte Erfahrung in all den zurückliegenden Jahren, in denen ich als Gesprächspartner oder Vortragender eingeladen worden war, um mit Schülern über die Nazizeit und die Judenverfolgung zu diskutieren.

Ich habe nach einigen Jahren engagierter Mitwirkung Schluß gemacht mit dieser sehr verantwortungsvollen Aufgabe, der ich mich aber nicht mehr gewachsen glaubte und der ich mich auch nicht mehr stellen mochte, weil mir die Gefühlskälte, die mir immer wieder entgegen schlug, für mich von einem bestimmten Punkt an nicht mehr zu ertragen war. Deswegen habe ich einen so ungeheuren Respekt vor Frauen wie Trude Simonsohn, die solche Erfahrungen zwar auch machen müssen, die aber nicht nachläßt in ihrem Bemühen um Aufklärung und unablässig diese selbst angenommene Aufgabe wahrnimmt. Ich habe ihr selbst wiederholt gesagt, daß ich sie für dieses Engagement, diese Verpflichtung gegenüber dem Geschehen der Vergangenheit so ungeheuer bewundere, daß ich selbst aber die Kraft dafür nicht länger aufbringe.

Da paßt es zum genannte Beispiel Schule ganz gut, was heute die Frankfurter Rundschau schreibt. Die Überschrift allein: „Auschwitz-Gedenktag kein Thema für die Schulen“, ist ja schon so vielsagend. Kein Thema also - was wollen Sie mehr. Und dann lese ich noch, daß der Leiter der Max Beckmann Schule in Bockenheim erklärt hat, es gebe am Ende des Schulhalbjahres nun einmal sehr viele Notenkonferenzen und Besprechungen, so daß der Termin des 27. Januar da einfach unpraktisch sei. Seither sinne ich über eine verpasste Gelegenheit nach: Ich hätte mir gewünscht die Möglichkeit gehabt zu haben, der Roten Armee damals, als sie auf dem siegreichen Vormarsch war, zu sagen, sie solle sich doch bitte schön einen anderen Termin für die Befreiung von Auschwitz aussuchen. Am besten einen Termin, der später auch in den verwaltungstechnischen Ablauf unserer Schulmeister paßt.

Schulen, meine Damen und Herren, sind aber nur ein Beispiel. Ein anderes Beispiel ist die Debatte um das Holocaust-Denkmal in Berlin, die vielleicht in Wirklichkeit gar keine Debatte ist, sondern auch wieder nur ein Ausdruck von Unwilligkeit zu gedenken.

Was hat die aufmüpfige Lea Rosh da den Mächtigen in dieser Republik angetan. Seit Jahren müssen sie sich nun wegen eines nicht gebauten Holocaust-Denkmal her-

umstreiten und sich immer neue Argumente einfallen lassen, warum sie das Denkmal eigentlich gar nicht wollen. Und als Krönung wird das alles dann auch noch ästhetisch begründet. Ästhetisch! Himmel noch mal, wenn ich es nicht will, dann sage ich das auch! Sollte es wirklich gewollt sein, dann wäre es längst schon da!

A propos gewollte Mahnung, Gedenken und Erinnerung. Schauen Sie jetzt bitte einmal auf den Holocaust-Gedenktag, an morgen. Dieser Tag ist im Jahre „50 danach“ installiert worden. Im Jahre „50 danach“! 50 Jahre hat man also gebraucht, einen solchen Tag einzurichten - und wie oft haben Repräsentanten jüdischer Organisationen oder der Zentralrat der Sinti und Roma darauf hingewiesen, daß es der Republik eigentlich ganz gut anstünde, sich in Form eines institutionalisierten Tages - und im Land der Täter - des größten Verbrechens der Menschheitsgeschichte zu erinnern. Und trotzdem hat es immer noch so furchtbar lange gedauert, bis er denn dann endlich geschaffen wurde. Wenn ich dann aber in die Zeitung schaue und erkennen muß, wie dieser Tag tatsächlich begangen oder nicht begangen wird, zumal von denen, die irgendwann mal Verantwortung auch für die Historie ihres eigenen Landes tragen sollen, dann mache ich mir schon mal Gedanken über den Wert und die Bedeutung dieses Gedenktages.

Ein anderes Beispiel. Da ist mal ein Vorstand der Jüdischen Gemeinde zu einem Oberbürgermeister gekommen, um ihn zu bitten, seine Stadt möge der Jüdischen Gemeinde doch behilflich sein, ihr neues Gemeindeleben zu erweitern und auf diesem höheren Niveau möglichst auch zu stabilisieren. Diese Entfaltung jüdischen Lebens ist zahlenmäßig jetzt überhaupt erst durch Zuwanderung aus der ehemaligen Sowjetunion möglich geworden. Und so wurde in diesem Gespräch darauf hingewiesen, daß die Jüdische Gemeinde auch deshalb der Hilfe bedürfe, weil sie selbst finanziell dazu kaum etwas beitragen könne, weil es eben heute nicht mehr so sei, wie es einmal war. Wenn es die Nazizeit nicht gegeben hätte, wenn unsere Gemeinden nicht zerstört worden wären, sondern sich kontinuierlich hätten entwickeln können, so wurde in dem Gespräch erläutert, dann brauchten heute keine Delegation bei einem Magistrat vorstellig zu werden und nicht Klinken zu putzen. Worauf der Oberbürgermeister antwortete: „Hören Sie mir auf mit Erinnerungen. Mit Erinnerungen laufen Sie bei mir gegen eine Wand!“

Möchten Sie noch ein Beispiel? Morgen also ist der Holocaust-Gedenktag. Als ich heute früh von Darmstadt nach Frankfurt fuhr, sah ich ein Plakat, auf dem für Morgenabend zu einer Wahlveranstaltung mit dem Fraktionsvorsitzenden Schäuble eingeladen wurde. Mit dem passenden Titel zudem: „CDU mitten im Leben“. Diese

Veranstaltung am Abend des Holocaust-Gedenktags findet demnach zeitgleich mit jener Gedenkveranstaltung statt, zu der die Stadt Darmstadt, auch die örtliche CDU, gemeinsam mit der Evangelischen Kirche eingeladen hat. Zeitgleich! Da kann sich jeder ausrechnen, daß ein Teil des potentiellen Publikums garantiert nicht kommen wird. Nun findet aber die Konkurrenz-Veranstaltung mit Herrn Schäuble am Holocaust-Gedenktag in einem Haus statt, daß den Namen „Haus der Geschichte“ trägt. Passender könnte es gar nicht sein. Denn das sagt doch nun wahrlich viel über das allgemeine Geschichtsbewußtsein.

Und schließlich noch ein Beispiel. Betrachten Sie bitte einmal die immer noch aktuelle Debatte über die Sklavenarbeiter während der Nazi-Zeit und ihre immer noch nicht erfolgte Entschädigung. Tucholsky hat mal notiert, wenn in Deutschland einer bei Glatteis ausrutscht und auf die Nase fällt, dann steht er auf und überlegt sich, wen er dafür verklagen kann. Wenn jedoch die einst dem Tode nahen Sklavenarbeiter aus den Konzentrationslagern mehr als 50 Jahre danach sich überlegen, mit einer Sammelklage ihre berechtigten Forderungen nun endlich vielleicht doch noch durchzusetzen, in den letzten Jahren ihres Lebens immerhin noch, dann kriegen Sie zur Antwort: „So sind sie halt, die Juden. Die sind immer hinter dem Geld her.“ Wobei geflissentlich übersehen wird, daß die meisten derer, die jetzt klagen wollen, gar keine Juden sind. Was aber an ihren zu recht bestehenden Ansprüchen gegen die Industrie kaum etwas ändern dürfte.

Wir sehen, daß es hierzulande und im Zusammenhang mit Gedenken und mit Erinnerungen eine ausgeprägte Fähigkeit gibt, zu relativieren, aufzuwiegen und zu vergleichen. Das vielleicht eindringlichste Beispiel dafür war ja der sogenannte Historikerstreit, der ja nun wirklich kein intellektuelles Ruhmesblatt, sondern eher ein intellektuelles Feigenblatt war. Dieses Relativieren funktioniert allerdings ständig und wird auch ständig immer wieder versucht. Indem ich nämlich anderen nachweise, daß auch sie Verbrechen begangen haben, werden zwangsläufig die Verbrechen der einen Seite ganz eindeutig abgeschwächt. So hat es Nolte im Historikerstreit an der Aufrechnung der Verbrechen Hitlers und Stalins. Und es hat teilweise funktioniert.

Es scheint aber, als ob das Aufwiegen und Vergleichen noch immer ein probates Mittel ist. Gerade dieser Tage habe ich ein Interview mit einem ehemaligen Lehrer gelesen, einem Kirchenmann, der jetzt Jugendbuch-Autor ist (ausgerechnet!), und der im Zusammenhang mit dem Holocaust-Gedenktag darauf hingewiesen hat, daß schließlich jedes Volk seine Leichen im Keller habe, was dann von der publizierenden Zeitung, offenbar dankbar für den Slogan, sogleich auch in die Überschrift für das

Interview übernommen wurde. Um auch den Juden nachweisen zu können, was in ihrem geschichtlichen und jahrtausende-tiefen Keller liegt, greift der Befragte, wohl in argumentativer Not, weil er nichts anderes gefunden hat, stolze 3000 Jahre zurück und sagt: Auch die Juden haben damals ganz schrecklich herumgeprügelt und gewütet, auch sie also waren, wenn sie die Möglichkeit dazu hatten, gerne mal auf der Täter-Seite. Auch die Juden haben also ihre Leichen im Keller – und dies muß man bei der Betrachtung und Bewertung der Nazi-Zeit dann schon mal abwägen.

Martin Walser, jetzt komme ich doch noch auf den Namen zu sprechen, Walser ist angesichts solcher Ballung unterschiedlicher Beispiele eigentlich kein Auslöser. Walser ist ein Symptom! Die Denkweise, wie sie sich in der Paulskirche offenbart hat, ist alt. Erinnern Sie sich nur an Franz Josef Strauß. Der hat seinerzeit – übrigens ebenso wie Peter Bönisch, der damalige Regierungssprecher – erklärt, daß ein Volk, das so große Leistungen vollbracht habe wie das deutsche, schließlich ein Anrecht darauf habe, nicht ständig an Auschwitz erinnert zu werden.

Damals habe ich mich gefragt, welche Leistungen er da eigentlich meine? Meint er den Überfall Deutschlands auf halb Europa? Oder meint er die Fähigkeit, Konzentrationslager einzurichten? Oder was kann er denn nur gemeint haben?

Aber Sie sehen, daß die grundsätzliche Denkweise überhaupt nicht neu ist. Und wenn Sie die Konsequenz aus diesem Sehnen nach dem Schlußstrich mal konkretisiert haben wollen, dann brauchen Sie sich nur die neuste FORSA Umfrage anzuschauen: 65 Prozent der Befragten wollen dezidiert den Schlußstrich. Das Sehnen, dieser Wunsch nach dem Schlußstrich, ist also sehr viel älter als Walsers Versuch der Annäherung an die Geisteshaltung der Stammtische.

Schon kurz nach Kriegsende gab es das, obwohl wir uns heute kaum vorstellen können, daß damals jemand den Mut gehabt haben könnte, im Angesicht der siegreichen Besatzungsmächte, die gerade mit ihren sogenannten Umerziehungsversuchen begannen, so eindeutig die Augen verschließen und die Ohren verstopfen zu wollen. Und doch ist die Unwilligkeit sich zu erinnern, die Unwilligkeit zu trauern in vehementer, deutlicher und unzweideutiger Weise dokumentiert. Etwa damals, als Ende der vierziger Jahre in Hamburg ein Spruchkammerprozess gegen Veit Harlan, den Regisseur von „Jud Süß“, stattfand. Ein schlimmer Propagandist, einer der schlimmsten, die in den Diensten der Nazis gestanden hatten. Während des Prozesses gegen Veit Harlan demonstrierten auf der Straße Tausende von Menschen. Sie demonstrierten freilich nicht gegen den Schreibtischtäter

und geistigen Mordgehilfen, sondern sie demonstrierten mit Transparenten, auf denen zu lesen stand: Schlußstrich!

Das war Ende der vierziger Jahre. Das Sehnen nach dem Schlußstrich, meine Damen und Herren, ist nun wirklich keine neue Erfindung. Und es ist auch keine Erfindung von Walser. Bei ihm war es nur so, daß er sich nun zusätzlich bei einer Klientel angebiedert hat, von der eigentlich nicht unbedingt zu erwarten war, daß sie mit dem Namen Walser etwas anfangen könne, geschweige denn, überhaupt seine Bücher liest. Und es war allerdings auch nicht unbedingt zu erwarten, welch unerhörten Beifall Walser für seine Rede erhalten hat. All diese feinen Leute, die da geklatscht haben - das war schon ein unerhörter Beifall. Unerhört, ganz bestimmt.

Gibt es eine Veränderung, eine atmosphärische Veränderung in der Bundesrepublik nach dieser Rede? Insofern, denke ich, als jetzt offen das ausgesprochen wird, was früher nur gedacht wurde. Jetzt wird in die Mikrofone in der Paulskirche das gesprochen, was früher nur am Stammtisch geäußert wurde.

Jetzt tragen die Droh- und die Schmähbriefe, die in die Jüdischen Gemeinden kommen und die die Repräsentanten jüdischer Gemeinden persönlich erhalten, die Drohbriefe, die früher nur anonym kamen, ganz offen Namen und Adresse. Das ist eine Form von atmosphärischen Veränderungen, gegen die Intellektuelle eigentlich geschlossen angehen sollten, anstatt Ausrutscher anderer Intellektueller nur verteidigen zu wollen.

Das Wort von der Ritualisierung steht oft in einem kritisierten Kontext, den ich nicht mag und nicht grundsätzlich für gerechtfertigt halte. Ich sehe nämlich gar nichts Schlimmes an den Hinwendung zu Ritualen, solange uns denn das Ritual hilft, daß wir uns bestimmter Ereignisse erinnern. Im übrigen gibt es aber auch Rituale, die seltenerweise nie kritisiert wurden. Ich denke hier an die Ritualisierung des 20. Juli als Tag des Widerstandes. Den wird Martin Walser bei seiner Kritik aber wohl kaum gemeint haben. Ich hingegen bestreite, daß es diesen am 20. Juli stets abgefeierten Widerstand, so wie er begangen wird, wirklich gegeben hat.

Grenzen wir die Bedeutung des Datums also ein und reduzieren den 20. Juli darauf, der Tag des militärischen Widerstandes gewesen zu sein. Aber selbst das bestreite ich, daß es nämlich einen wirklichen militärischen Widerstand gegeben habe. Doch, es hat diesen Widerstand gegeben, aber erst zu einer Zeit, da alles bereits verloren, da nun wirklich nichts mehr zu gewinnen war. Und als die Protagonisten eines unaufhaltsamen Feldzuges durch halb Europa, Offiziere, die ihrem Führer bis dahin durch alle Invasionen gedient hatten, plötzlich

fürchten mußten, daß es ihnen nun an den Kragen gehen würde, dann, und erst dann, haben sie den Versuch unternommen, Widerstand zu leisten. Eine der bedeutenden Personen dieses viel zu spät unternommenen Widerstandsversuchs, zu spät, um wirklich glaubwürdig zu sein, war der Leipziger Oberbürgermeister Goerdeler. Der aber, und dies ist keine bloße These, war nun wirklich ein ausgemachter Antisemit. Ich glaube deshalb nicht, daß im Fall, daß Goerdeler Reichkanzler geworden wäre, für die Juden in Deutschland paradisische Zustände ausgebrochen wären. Allein dieser Umstand reduziert, aus jüdischer Sicht, die Bedeutung des 20. Juli. Und trotzdem: im Bewußtsein aller gilt er als das Dokument des Widerstands gegen das NS-Regime schlechthin.

Aber noch eine Bemerkung zum Holocaust-Gedenktag, zur Bedeutung dieses Tages. Natürlich verbinden unterschiedliche Gruppierungen auch ganz unterschiedliche Empfindungen mit diesem Datum, weil man nun einmal auch von seiner individuellen Familien-Geschichte geprägt ist, in der es bestimmte Merkmale, bestimmte Daten gibt. So entstehen gefühlsmäßig unterschiedliche Reaktionen angesichts ein und desselben historischen Datums - eben je nach familiengeschichtlicher Belastung. Und dann ist es nicht immer ganz leicht, sich in die andere Position hinein zu versetzen, in die desjenigen, der da neben einem sitzt. Insofern habe ich es mit meinem Nachbarn Daniel Strauß sehr viel einfacher. Und das will ich Ihnen nun noch erläutern:

Ich weiß es von Daniel Strauß älterem Bruder, daß unsere beiden Mütter ein fast gleiches Schicksal hatten, daß unsere beiden Mütter beide Häftlinge in Auschwitz waren. Ich glaube nicht, daß sie sich dort jemals begegnet sind, aber beide Mütter wurden um die selbe Zeit herum, nämlich kurz vor dem 27. Januar 1945, von der SS auf einen der sogenannten Todesmärsche geschickt, weil die Rote Armee im Anmarsch war. Dieser Todesmarsch führt nach Ravensbrück, ein ebenfalls nicht ganz unbekanntes Konzentrationslager. Und dort, in Ravensbrück, wurden unsere beiden Mütter am selben Tag befreit. Das hat, im Unterschied zur Befreiung von Auschwitz, noch ein paar Monate gedauert. Aber die Befreiung geschah jedenfalls am selben Tag, und das war am 20. April. Damals wurde an diesem Tag noch „Führers Geburtstag“ gefeiert. Und unsere beiden Familien haben fortan auch immer am 20. April gefeiert, paradoxerweise an diesem einschlägigen 20. April - aber gefeiert wurde eben die wirkliche Befreiung unserer Mütter.